

EMMY HENNINGS

**GEFÄNGNIS**

**DAS GRAUE HAUS**

**DAS HAUS IM SCHATTEN**

WALLSTEIN





**EMMY HENNINGS** Werke und Briefe  
Kommentierte Studienausgabe

Herausgegeben im Auftrag  
des Schweizerischen Literaturarchivs  
und des Vereins zur Förderung  
des Schweizerischen Literaturarchivs

**EMMY HENNINGS**  
**GEFÄNGNIS**  
**DAS GRAUE HAUS**  
**DAS HAUS IM SCHATTEN**

Herausgegeben und kommentiert von  
Christa Baumberger und Nicola Behrmann

Unter Mitarbeit von Simone Sumpf

Mit einem Nachwort von Christa Baumberger

WALLSTEIN VERLAG

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015  
www.wallstein-verlag.de  
Schweizerisches Literaturarchiv  
der Schweizerischen Nationalbibliothek, Bern

Gestaltung: Cornelia Feyll und Friedrich Forssman  
Gesetzt vom Verlag in der Tisa Pro und Tisa Sans Pro  
Druck: Hubert & Co, Göttingen  
Fotoporträts Emmy Hennings aus dem Nachlass Hennings (SLA)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Ein Titeldatensatz für diese Publikation  
ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN (Print) 978-3-8353-1834-2  
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2943-0  
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2944-7

**GEFÄNGNIS** 7

**DAS GRAUE HAUS** 129

**DAS HAUS IM SCHATTEN** 231

Zu dieser Ausgabe 385

Abkürzungen und Siglen 405

Kommentar 408

Wirkungsgeschichte von *Gefängnis* 457

»Ich bin gewiss nicht unschuldig.« Emmy Hennings und  
das Gefängnis. Nachwort von Christa Baumberger 512

Literaturverzeichnis 567

Dank 575



# GEFÄNGNIS

*Hugo Ball zugeeignet.*

## ERSTER TEIL

Inzwischen sind drei Monate vergangen.

Ich habe noch keine Vorladung zur Hauptverhandlung bekommen.

Ich bin nach M. zurückgekehrt. Ich wage nicht, ein Engagement ins Ausland anzunehmen. Ich bin besorgt, meine eventuelle Verurteilung könnte eine sofortige Entlassung aus dem Engagement zur Folge haben.

Ich halte meine Angelegenheit geheim. Warum?

Ich müßte mich erklären; begründen müßte ich .. von Anfang an ... aber wer fragt nach mir? Sollte jemand nach mir fragen .. Oh das Interesse! Restlos wollte ich mich bekennen. Aber die Angst, nicht verstanden zu werden, läßt mich schweigen.

Nur angehört werden, und alles wäre gut. Das ist es: angehört werden. Ich glaube, erstaunt und beglückt würde ich fragen: »Lieben Sie mich denn? Neugierig sind Sie nicht; denn wer kann neugierig sein, das Unglück des andern zu hören?«

Warum kann ich nicht sprechen? Abends singe ich; trete in einer Künstlerkneipe auf.

Man sagt mir manchmal am Abend: »Sie haben famose Schläger.« Oder: »Sie sorgen wirklich für Abwechslung im Programm.«

Dann fällt mir mein Prozeß ein. Das Programm; meine Zukunft. Zukunft? Klingt das nicht anspruchsvoll? Welche Zukunft kann jemand haben, der für die Unterhaltung des Publikums sorgt? Ach, die Zukunft wird kommen. Aber welche Zukunft?

Ich will meinen Prozeß beschleunigen. Will ich mein Unglück abkürzen? Umgehen? Muß ich denn da hindurch? Gelingt mir keine Schiebung? Ich möchte mein Leben wohl arrangieren nach meinem Gefallen. Ich versuche. Und ich schreibe an das Königliche Amtsgericht folgenden Brief:

»Sehr geehrter Herr!

Da ich für vier Wochen nach Paris reisen möchte, bitte ich Sie höflichst, mir mitzuteilen, ob es nicht möglich ist, die

Verhandlung entweder in diesen Tagen oder nach meiner Zurückkunft aus Frankreich anzusetzen. Dankbar wäre ich Ihnen für baldige Antwort.

Mit vorzüglicher Hochachtung usw.«

Ich hoffe, daß ich jetzt alles gut erledigt habe. Habe ich nicht einen Weg gefunden, meinen Prozeß zu beschleunigen oder hinauszuschieben? Die verwickelte Situation bestimmt meine Handlungen, scheint mir, nicht ich.

Gleichviel. Ich werde meine Sachen packen. Ich werde nach Paris fahren. Etwas paßt mir nicht.

Daß ich immer wegfahre, wenn mir etwas nicht paßt. Ich habe ein Telegramm bekommen. Nächste Woche werde ich in Paris erwartet.

Es vergehen zwei Tage. Ich bin müde vor Aufregung. Vielleicht habe ich Reisefieber. Aber das ist gleichgültig. Warum sollte ich kein Reisefieber haben?

Ich bleibe zu Bett. Da kann mir wohl nichts passieren, denke ich ...

Es ist acht Uhr früh. Es klopft. Ob ich die Tür wohl verschlossen habe? Soll ich aufstehen, um nachzusehen? Es steht doch jemand vor der Tür ...

Es klopft schon wieder. Ich gebe keine Antwort. Nicht um alles in der Welt. Wenn es aber die Antwort vom Amtsgericht ist? Es bleibt mir nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Soll ich sagen: »Be-daure, bin soeben verrückt geworden?« Oder: »Ich bin im Begriff zu sterben?« Das Gesicht zur Tür gewandt, riskiere ich, halblaut zu äußern »Der Tod entschuldigt alles.«

Ein Herr tritt ein. Tür war nicht verschlossen. Natürlich nicht ...

»Also, ich komme da von der Polizei. Tag.«

»Ach so.«

Ich richte mich ganz frisch in die Höhe. »Das ist aber nett! Bringen Sie mir vielleicht die Antwort auf meinen Brief? Nun, wie steht's?«

»Ja, das weiß ich auch nicht. Kommen Sie mal ... na sagen wir ...

bis zehn Uhr aufs Polizeipräsidium. Zimmer 144. Dann können Sie ja sehen.«

»Ja, das kann ich ... ja ... gewiß ... warum nicht? Also um zehn Uhr sagten Sie? Um zehn Uhr ... also ... ja ... sagten Sie nicht: um zehn Uhr Polizeipräsidium?«

»Ja. Wissen Sie, wo das ist? Sie fahren mit der Linie 6, steigen am Bahnhofsplatz um in die 9, dann fahren Sie direkt drauf los.«

Ich fange an nachzudenken: ... dann fahre ich direkt drauf los ...

»Ja, ich weiß nicht, wo es ist, aber das ist das wenigste. Das finde ich schon mit der Zeit.«

Der Herr sagt bedenklich:

»Ja, daß Sie aber auch pünktlich kommen.«

»Das ist doch selbstverständlich. Ich werde mich sofort auf den Weg machen.«

»Nein, das ist nicht nötig. Es ist erst zehn Minuten nach acht.«

Das finde ich wunderbar. Erst zehn Minuten nach acht? Ich rechne blitzschnell und immer falsch: sechzig Minuten sind ein Jahr, dreiviertel Minuten bis neun ... bald Weihnachten; fünfzehn Minuten ... März ... es wirbelt ... selbst mein Irrtum hat noch Gesetze. Meine Hände kleben. Ich krampfe unter der Bettdecke meine Fußzehen zusammen. Das kann ich ganz gut, aber es geht doch nicht auf die Dauer. Wenn der das sieht, denkt er Wunder was. Ob ich ihn mal frage, warum er denn noch immer dasteht, während mein Wecker auf die widerlichste Weise unbarmherzig tickt?

Ich ziehe den Wecker auf. Ich tue ganz unbefangen. Ich stelle den Wecker auf das Nachttischchen zurück. Dort liegen so vornehm meine Bücher. Ja, die liegen sehr vornehm da ... Aber das Polizeipräsidium ... Steige in die Linie 9, fahre direkt drauf los ...

»Bitte, sagen Sie mir, aber wirklich, frei heraus, ob ich verhaftet werde. Das möchte ich sehr gerne wissen. Es nützt mir ja alles nichts. Das muß ich wissen. Danach muß ich mich richten. Das

wäre nämlich das Schlimmste, was mir passieren könnte. Bitte, nehmen Sie doch Platz. So. Ja, sehen Sie, das Verhafteten könnte ich nicht vertragen ... Ich kann Ihnen das nicht so schnell erklären.«

»Tja, ich verstehe Sie vollkommen, Fräulein.«

Der Herr sieht mich lauernd von der Seite an.

Wie von selbst kommen mir die Worte:

»Ich will nicht mißtrauisch sein, aber sprechen Sie mit mir. Sagen Sie mir, ob ich verhaftet werde. Vielleicht ist es für Sie nicht so wichtig wie für mich. Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht verletzen. Denken Sie sich, Sie würden verhaftet ... Verzeihen Sie, wenn das so unmöglich ist ... dann allerdings ... Ich meinte nur so. Ich dachte immer, es gibt nichts, was unmöglich ist. Ja, sehen Sie: vielleicht werde ich sogar verhaftet. Sogar? Ich bin nichts Besonderes, bin gar nichts, ein Mensch, nein, es ist nicht wahr. Ich muß etwas anderes sein. Sagen Sie: werden andere auch aus dem Bette geholt, um verhaftet zu werden? Daß ich daran nie gedacht habe! ... Sie haben keine Zeit zur Unterhaltung? Ja, ich begreife, aber das ist keine Unterhaltung, glauben Sie mir doch ... Ach, Sie sehen sich meine Postkarten an? Bromsilber. Kosten dreißig Pfennige das Stück.«

»Sie sind Sängerin, Fräulein?«

Der Herr wühlt in meinen Bildern, die auf meinem Tisch liegen. Riecht an den halbwelken Rosen, die man mir gestern abend geschenkt hat.

»Wo treten Sie denn auf, Fräulein?«

Er setzt sich und kreuzt dabei die Beine.

Es kribbelt mir in den Fingerspitzen.

»Wo ich auftrete? Ach, ich weiß gar nichts. Verzeihen Sie, ist das nicht alles gleichgültig? Ueberflüssig? Wird man mich heute früh verhaften? Bitte, sagen Sie es gleich auf der Stelle.«

Der Herr blättert in einem Buch, sagt, indem er mich ansieht, langsam:

»Warum sollten Sie denn verhaftet werden?«

»Ja, ich weiß ja auch nicht ...«

Dann steht er plötzlich auf, wendet sich zum Gehen.

»Also Sie werden nicht verhaftet, Fräulein. Davon ist gar nicht die Rede.«

»Ach, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ja, da sieht man's -.« Ich muß lächeln. »Ich hatte schon Angst, Angst hatte ich ...«

Der Herr lächelt auch: »So so«.

»Ja, Angst hatte ich, aber jetzt ist alles gut. Ich werde pünktlich kommen, freilich, und vielen Dank.«

»Adieu.«

Dann kleide ich mich rasch an.

Kaum habe ich meine Toilette beendet, klopft es schon wieder.

Ein Herr tritt ein: Gesprenkelter Schnurrbart, beleibt, derber Anzug, solider Regenschirm aufgerollt, als wolle der Herr eine Landpartie machen.

Er grüßt eilig, wendet stumm den Rockaufschlag und zeigt eine dort befestigte Marke.

Ich halte den Herrn für das Mitglied eines geheimen Bundes, das an die falsche Adresse geraten ist.

Ich sage:

»Sie irren sich wohl.«

Er zeigt eindringlicher auf seine Marke.

Ich:

»Was soll das? Ich bin in Eile.«

»Bin von der Kriminalpolizei. Sie müssen sofort aufs Polizeipräsidium kommen.«

»Das weiß ich ja schon. Bin schon im Begriff. Es war doch jemand hier, der mich unterrichtet hat.«

Der Beamte sieht überrascht aus. Wie mir scheint, ist er enttäuscht.

»Ach so, war denn der Schulze II schon hier?«

»Ich kenne keinen Schulzen.«

»So. Na, dann kommen Sie, bitte, sofort. Der Herr auf Nummer 201 hat nur bis elf Uhr Dienst. Aber, daß wir uns darauf verlassen

können.« Er hebt mahndend den Regenschirm empor. »Ganz bestimmt, Fräulein.«

»Ja, ja, habe selbst das größte Interesse.«

Ich öffne ihm die Tür. Er geht.

\* \* \*

Fünf Minuten später bin ich bereit, das Haus zu verlassen. Unwillkürlich bekreuzige ich mich. Das tue ich aber manchmal, ist nichts Besonderes. Vielleicht nehme ich den Rosenkranz mit? Schaden kann das nicht. Vielleicht nehme ich Geld mit? »Sie müssen immer Gold bei sich tragen. Gold bringt Glück.« Wo habe ich das doch gelesen?

Ich habe eine Menge Markstücke in meiner Tonbadschale, und ein Zwanzigmarkstück. Das werde ich mitnehmen.

Ich krieche unter den Schrank, wo die Tonbadschale steht. Das Goldstück liegt so hübsch glänzend zwischen den Markstücken! Und eigentlich brauche ich doch das Goldstück für die Reise; denn ich will doch reisen ... Ich bürste den staubigen Rock ab. Wecker tickt. Gott im Himmel, die Zeit, die Zeit! Zweiundzwanzig Minuten vor zehn! Ich eile, und die Treppen hinunter ...

Und draußen ist Sonne und tiefblauer Himmel. Ich bin in größter Eile, aber wer dieses Frühlingswetter nicht bemerkt, der ist überhaupt kein Mensch. Bei solchem Frühlingswetter wird nicht verhaftet! An solchem Tage muß sich die ganze Welt lieben. Ich erwäge es genau. Um der Sonne willen; weil der Himmel so wunderbar blau ist ... Um des Himmels willen. Um Himmelswillen: »Auto!«

»Schnell: Polizeipräsidium!«

Ach ist das schön, Auto zu fahren! Und das erste Grün der Bäume! Wie freundlich sieht alles aus! Klar und hell ... So hell ...! Das muß jeden Menschen verführen. Wie wäre es möglich, sich nicht zu lieben bei solchem Wetter! Und so brennend zu lieben, daß es bis über die Regenzeit anhält. Entweder liebt man sich oder man liebt sich nicht ... Halbe Sachen gibt's überhaupt nicht.

Es gibt Veilchen auf der Straße. Menschen in hellen Kleidern. Das Auto hält. Ich steige aus.

»Soll ich warten?« fragt der Chauffeur höflich.

»Ja, gerne, wenn Sie wollen. Sie können auch weiterfahren, wenn Sie wollen. Ganz wie Sie wollen, aber das Geld will ich Ihnen geben.«

»Danke vielmals. Danke sehr. Grüß Gott, Fräulein.«

Ach, das klingt!

»Grüß Sie auch Gott! Djö!« und fliege die sonnenbestrahlte Freitreppe hinan.

Ach das saubere Haus! Alles gefällt mir. Alles entzückt mich: Die sauberen grauen Türen, hellgrau lackiert. Gewiß frisch gestrichen. Die blank geputzten Messingtürklinken! Wer das wohl alles beaufsichtigt, damit alles so adrett bleibt? In meiner Pension ist doch alles so schmuggelig! Hier sich ein Zimmer mieten!

Nummer 140 ... Eine Treppe höher ... 143 ... Hier 144.

Ich klopfe schnell, resolut. Da drinnen werde ich erwartet.

Ein Schreibstuben-»Herein«. Hat so beschäftigt geklungen. Gleichviel: ich öffne.

Ein sonniges, sauberes Bureau. Hohe Fenster. Und diese Ordnung! Unendlich viele Fächer an den Wänden. Helles Holz, Bücherregale, viele, und dabei diese Ordnung! Staunenswert.

Habe ich eigentlich schon begrüßt?

Da sitzt ein Herr ganz geduckt am Schreibtisch. Er sieht nicht von seiner Arbeit auf.

»Guten Morgen.«

»Tag. Sie wünschen?«

»Sie haben gebeten, zu kommen. H. ist mein Name.«

»So? Na, da können Sie sich einen Augenblick setzen.«

»Danke sehr.«

Der Herr schreibt noch eine Weile weiter. Dann besinnt er sich, sucht auf dem Schreibtisch einher und holt einen Brief aus einer reichlich gefüllten Mappe.

»Haben Sie diesen Brief geschrieben?«

Ich erkenne meine Handschrift, freudig erregt. Jetzt geht doch etwas vorwärts. Es wird endlich etwas erledigt.

»Ja, das ist mein Brief. Und wie ist es nun, kann ich reisen? Es wäre mir sehr angenehm.«

Der Herr antwortet nicht, sieht mich zum ersten Male richtig an über die grellen Brillengläser hinweg. Er hat ein überanstrengtes Gesicht. Ein Beruf, der immer sitzend vor sich geht, kann auch nicht gesund sein. Und ich entschuldige seinen strengen Ausdruck.

Der Herr blättert flüchtig eine Aktenmappe durch, von der ich annehme, daß sie mein Schicksal enthält.

Er interessiert sich nur einen Augenblick, klappt plötzlich die Mappe zusammen, erhebt sich, geht ans Telephon, kurbelt und ruft:

»Nummer 7 soll kommen!« hängt den Hörer ein, setzt sich wieder, und ich warte.

Warte und werde ein wenig unruhig. Beruhige mich wieder. Man scheint hier sehr beschäftigt zu sein.

Es ist so still im Zimmer.

Wenn der Herr doch ein Wort sagen möchte!

Fliegen summen am sonnigen Fenster.

Schade, daß ich hier so lange warten muß ... Ist das ein herrlicher Sommertag!

Ich sehe nach meiner Armbanduhr. Zwanzig Minuten bin ich schon da.

Ich entschließe mich:

»Verzeihung, ich habe wenig Zeit. Dauert es noch lange?«

»Nein, dauert nicht mehr lange.«

Er stempelt schon minutenlang.

Ich habe die abgestempelten Zettel sorgfältig gezählt. Ich sehe immer zu, was dieser Herr tut. Er hat bis jetzt dreizehn Zettel abgestempelt. Das muß ein Befugter sein, denke ich mir.

Jetzt klopft es ganz stark. O, bekomme ich da Herzklopfen! Das wird derjenige sein, der mir die Antwort auf meinen Brief bringt.

Ein großer Schutzmann tritt ins Bureau. Bleibt nach kurzem militärischem Gruß an der Tür stehen.

Der Herr am Schreibtisch gibt ihm einen Zettel. Der Schutzmann grüßt noch einmal und sagt: »Jawohl.«

Dann wendet sich der Herr an mich:

»Also Sie sind verhaftet.«

»Ah!«

»Vorläufig. Wegen Fluchtverdachts. Jetzt können Sie mit dem Herrn gehen.« Er deutet auf den Schutzmann.

... Ich kann mit dem Herrn gehen? Vorläufig? Und verhaftet?! Was ist das! Das kann nicht stimmen ...

»Das ist ein Irrtum. Das muß ein Irrtum sein! Wohin wird mich dieser Herr führen?«

Ich bekomme keine Antwort auf meine Frage. Oder doch?

»Machen Sie keine Umstände! Sie sind wegen Fluchtverdachts verhaftet.«

»Wer, ich? Ich bin doch nicht fluchtverdächtig! Weiß Gott, Sie tun mir Unrecht! Wie kann man nur so etwas sagen? Es tut mir leid, aber das muß ich doch sagen; ich habe Ihnen doch meine Absicht mitgeteilt. Wie kann ich nur verdächtig sein? Ich bin freiwillig zu Ihnen gekommen, um eine Antwort abzuholen, und Sie verhaften mich? Sie tun mir Unrecht!«

»Lassen Sie das! Hat gar keinen Sinn, was Sie sagen. Ihre Beschwerde können Sie im Untersuchungsgefängnis vorbringen.«

Dieser Mensch hat es eilig, und er macht ein verärgertes Gesicht, als sei ich ihm sehr lästig.

»Untersuchungsgefängnis?!« Ich wünsche sehnlichst, mich verständlich zu machen. »Das ist es ja gerade, was ich nicht will. Damit kann ich doch gar nicht erst anfangen! Wer läßt sich denn das gefallen! Das ist doch keine Manier! Verzeihen Sie, ich kann nicht anders darüber denken. Was habe ich denn nur getan? Machen Sie eine Ausnahme mit mir! Man muß doch mit jedem Menschen eine Ausnahme machen! Hören Sie!«

Er hört gar nicht.

Der Schutzmann steht wie angegossen; obgleich ich ihn immer ansehe. Er sieht aus, als wäre er taubstumm.

Ich bekomme grenzenlos Angst und gehe in die äußerste Ecke des Zimmers. Mir ist, als sollte ich ermordet werden. Aber ich habe noch soviel Geistesgegenwart, zu überlegen, ob es Sinn hat, mich zu verteidigen.

»Also vorwärts! Marsch!« ruft der Schutzmann.

Der Kerl geht auf mich los. Dolche springen mir aus den Augen. Mein Blut zischt vor Wut. Ich bin gerissen, ich fliege in die Ecke des Zimmers neben der Tür.

Blitzschnell: will weg, rechts den langen Korridor entlang ... scharfe Ecken schneiden ... Treppengeländer hinunterrutschen ... Los! Ich reiße die Tür auf ... Drei Schritte nur ... Der Beamte von heute früh fängt mich direkt auf. Ich zische: »Schweinehund! Loslassen! Es geht noch! Weg von mir! Weg! Los! Ich schreie! Los! Weg!«

Ach, der Kerl hat mich am Arm, ich weiß nicht wie lange.

Und es überfällt mich mit einemmal: es ist alles aus, alles aus. Und schluchze, gehe zwischen dem Herrn von heute früh und dem Schutzmann. Ich gehe, gehe folgsam, betäubt und wirblich ... schluchzend ... und doch denke ich: ich will mich sammeln. Ich will es nicht aufgeben. Werde frei sein. Will mich nur erholen. Eine Minute. Zwei Minuten. Will alles versuchen und sei es das Raffinierteste.

Könnte ich doch das Haus umwerfen! Allmacht her! Ich habe nichts, was schneiden könnte ... keine Nagelschere, kein Lysol, kein Vitriol. Und – alle Apotheken sind voll davon angefüllt. Und hier ist nichts ... ich kann mich nicht verwandeln ... ich bin ohnmächtig. Kein Gedanke, kein Glaube kann Berge versetzen. Und wir gehen weiter und weiter. Und ich weine nicht mehr, bin leer und immer leerer.

»Na, wie kann man auch so dumm sein, einen solchen Brief zu schreiben! Das haben Sie gut gemacht!«

Wer hat das gesagt? Wer hat da gekichert? Ach so, der Herr von heute früh! Ich höre:

»So was schreibt man doch nicht erst!«

Ich zische:

»Das weiß ich jetzt auch, Sie! Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Sie!«

Dann ekelt es mich, daß ich mich mit dem Menschen einlasse, und schweige.

Wir sind bei dem Portal angelangt, das nach der Straße führt. Der Beamte verläßt uns, »Grüß Gott!«, geht durch das offene Portal, und da sehe ich einen Teil der hellen Straße, und es flammt in mir auf. Ach, die Sonne! Ich werde die Sonne nicht vergessen können. Es tut mir leid um die Sonne. Ich werde sie nicht entbehren können. Und ich denke, wie es sein wird, wo ich hinkommen werde, und will den Schutzmann fragen, ob es sonnig ist im Gefängnis.

Wenn er dann aber nein sagt?

Wäre ich nur nicht an solchem Tage in dies Haus geraten! Es könnte doch Gewitter sein, ebensogut Gewitter. Aber die Sonne ...

Unterdessen steigen wir Steintreppen hinab. Es wird kühler und dunkler. Wie merkwürdig ist das doch alles eingerichtet! Wer mag sich das ausgedacht haben? Es kann kein Zufall sein, daß man einen Gefangenen allmählich vom Licht ins Dunkle, Kalte führt. Ein riesiger Eisschrank fällt mir ein. Kühlraum zum Aufbewahren. Ob man hier frisch bleibt?

Eiserne graue Türen mit schwarzem, noch derberem Eisen beschlagen. Diese Stabilität! Nein, da gibt es keinen Weg mehr! Eine Tür neben der andern. Immer mehr Türen. Und still ist es hinter diesen Türen ... Ob jemand dahinter ist? Aber so still? Wenn nun doch Menschen da sind? ... Wie kann man nur so still sein? Wie in Grabkapellen so still?

Und dann dieser endlos lange Korridor ...

Ich sehe den Schutzmann an. Fragen brennen auf meinen Lippen. Das unberührte Gesicht des Schutzmanns läßt sie ersterben.

Schlau will ich sein; will an die Sonne denken, und an die Straßen, und an ... ja ... ich weine still.

»Was ist denn?« fragt der Schutzmann und bleibt stehen.

»Ach, es ist zu traurig. Ich will nach Hause. Ich bin auch müde. Es könnte genug sein. Ich möchte nach Hause.«

»Das geht nicht.«

»Warum denn nicht?«

Er läßt wenigstens mit sich reden.

»Seien Sie doch vernünftig. Sie sind doch kein Kind mehr. Wir haben schon andere Verbrecher gehabt wie Sie.«

»Ja?«

»Na, was glauben Sie! Kann's denn so schlimm werden? Die Zeit, ich weiß ja nicht wie lange, werden Sie schon noch runterreißen. Daran stirbt man nicht.«

Daran stirbt man nicht? Spricht er mir nicht gut zu? Könnte er es nicht gut mit mir meinen? Und ich will es versuchen, bleibe stehen, will vorerst nicht weitergehen.

Der Schutzmann: »Na, was ist jetzt?«

»Herr Schutzmann, lieber Herr! Sagen Sie mir, um was ist es Ihnen zu tun? Was haben Sie davon, wenn Sie mich in diesen Keller bringen? Gibt es denn gar nichts anderes für Sie? Glauben Sie mir, was Sie machen, bringt Ihnen kein Glück. Verzeihen Sie – aber Schutzmann sein, das ist doch gar kein Beruf!«

Er unterbricht mich: »Jetzt hören Sie aber auf!«

Jetzt soll ich aufhören, wo ich anfangen will?

»Nein, ich bitte Sie, warum wollen Sie nicht mit mir sprechen? Ich bin so gut und so schlecht wie Sie. Ach nein, hören Sie! Kein Mensch sieht uns. Lassen Sie mich gehen. Wollen Sie? ... Vielleicht meine Armbanduhr? Es gibt nichts, was ich Ihnen nicht geben will. Alles gehört Ihnen. Bücher ... Interessieren Sie sich vielleicht für Nietzsche? »Wille zur Macht«? Können Sie haben. Alles, was Sie wollen.«

»Jetzt hören Sie aber auf. Das ist Bestechungsversuch. Das will ich nur gesagt haben. Und damit Schluß.«

Wir gehen weiter.

Ein Mensch kommt uns entgegen in marineblauer Wolljacke.

Schirmmütze und Schlüsselbund. Er pfeift durch die Zähne, sorglos und mir vollkommen unbegreiflich. Der kann pfeifen!

Plötzlich möchte ich auch pfeifen. Aber das würde sich wohl nicht passen. Ich möchte sehr, sehr gerne pfeifen; aber ich beherrsche mich, und dabei empfinde ich mich unnatürlich. Während ich so ans Pfeifen denke, gibt der Schutzmann dem andern in der blauen Jacke den Zettel und mich dazu. »Wie geht's?« fragt er.

»So so. 's wär' besser zu fahren,« sagt der blaue Mann. Der ist ganz nett. Der Schutzmann läßt uns allein.

Ich wende mich diesem neuen Menschen zu.

Er sieht gemütlich aus, als fühle er sich zu Hause. »Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Fräulein?«

»Ach, ich weiß gar nichts mehr. Was ist Mittagessen! Klipp und klar: raus will ich! Weiter gar nichts.«

Der lacht. »Na, dann beruhigen Sie sich mal!« und schließt die Tür auf, vor der er gerade steht. »So, da ist Gesellschaft.«

Ein schmaler Raum. Etwas Weibliches hockt auf einem Holzbrett, das Gesicht im Schoß vergraben. Gefaltete schmutzige Hände halten hochgezogene Beine eng umschlungen. Der unerwartete Anblick läßt mich den blauen Mann ganz vergessen. Als ich mich plötzlich umwende zur Tür: eisern, ohne Griff, gibt sie nicht nach ...

Ich stemme meine beiden Hände gegen die Tür, tobe und trommle: »Das gibt nicht nach! Das gibt nicht nach!«

Das Mädchen auf dem Holzbrett hebt ein ungewaschenes Gesicht empor, streicht sich die gelben Fransen aus der Stirn und läßt den Kopf wieder sinken.

Ich setze mich zu ihr auf die Bank, schaue ihr ins Gesicht.

»Wie lange sind Sie schon da?«

»Seit gestern nachmittag,« sagt sie. »Punkt fünf bin ich eingeliefert worden.«

»Und das lassen Sie sich gefallen?«

Sie ist sehr erstaunt. »Ja, was soll ich denn machen? Sie haben sich's doch auch gefallen lassen.«

»Ja, das ist wahr.« Ich tobe in der Zelle auf und ab: »Daß ich mir das gefallen lasse! Sie haben recht. Ja. Aber hören Sie mal ...« Ich setze mich wieder zu ihr hin. »Hören Sie, das geht doch nicht. Das dürfen wir uns gar nicht gefallen lassen. Wir beleidigen uns ja selbst. Bleibt das denn so? Ist das immer so schrecklich? Seien Sie mir nicht böse, daß ich soviel frage. Ich bitte, seien Sie mir nicht böse. Sprechen Sie zu mir. Gewiß ist es schwer für Sie. Aber sprechen Sie. Zu mir können Sie sprechen. Mir können Sie alles sagen. Ich will alles verstehen. Ich will mir alle Mühe geben. Vielleicht weiß ich etwas für Sie. Ist Ihnen nicht entsetzlich zu Mut?«

Ach, da sitzt sie, ein abgegriffenes Handtäschchen auf dem Schoß, und jetzt sieht sie mich zum ersten Male richtig an und sagt:

»Ja, sehen Sie, bei dem einen ist's so, beim andern anders. Ich war das erste Mal genau so aufgereggt wie Sie. Gestrampelt hab' ich mit Händen und Füßen. Hat mir nicht geholfen ... Aber jetzt – mein Gott! Ich hab' mich dran gewöhnt.«

Und das sagt sie so still. Ich bin entsetzt.

»Ja, kann man sich daran gewöhnen? Gefangen zu sein? Dann kann man sich ja auch daran gewöhnen – ja weshalb denn nicht? – täglich durchgepeitscht zu werden. Wie kann man sich an etwas gewöhnen, womit man nicht einverstanden ist? Damit dürfte man gar nicht anfangen. Und ich ...«

Oh mein Gott: Habe ich nicht schon alles verloren? Ehre, die Einschätzung der anderen? Ich will als Mensch geachtet werden. Man sperrt wilde Tiere ein. Aber Menschen? Wer gab das Recht, zu richten? Und mir fällt ein: Der Beamte, der mich einsperren ließ – war er empört? Er war es doch nicht. Wen habe ich beleidigt? Ich habe niemanden beleidigen wollen. Und Kläger, Richter, Beamte, Schutzleute ziehen an mir vorüber. Keiner von ihnen war empört, niemand gekränkt. Wie sahen diese Menschen aus? Alle hatten es eilig: das war es. Ich erinnere mich gut. So schnell als möglich wollten sie mich los sein. Warum war ich ihnen so lästig? Jetzt sperrt man mich ein. Wozu? Muß ich jetzt anders werden? Besser?

Schlechter? Gestraft? Kann ich anders werden, gegen meine Natur? Soll ich lernen, mich an ein anderes Leben zu gewöhnen? Was soll das? Wozu will man mich zwingen?

Ich laufe immer auf und ab. Ich sehe: wenn ich nicht spreche, sitzt das Mädchen ganz teilnahmslos da. Ihre Ruhe regt mich auf.

Sechs Schritte auf, sechs Schritte ab. Ich nehme mir vor: Jeder-  
mann werde ich sagen: »Dressieren lasse ich mich nicht.«

Stumpf sitzt sie da. Sie wartet. Wie regt sie mich auf! Ich trete vor sie hin.

Sie schaut gar nicht auf, starrt auf den Boden. Was denkt sie? Denkt sie überhaupt nicht? Ist sie gleichgültig?

Ich fasse sie an beiden Schultern. Wie verschlafen sie ist! Ich muß sie schütteln. Ich kann nicht anders.

»Wachen Sie doch auf! Sie schlafen ja beinahe.«

»Der Polizeiwagen fährt erst um halb vier,« gähnt sie. »Man hört ihn vorfahren, wenn er in den Hof kommt. Solange könnten wir schlafen. Legen Sie sich doch auch hin. Seien Sie doch vernünftig. Sie sind ganz unvernünftig.«

Habe ich heute schon einmal gehört.

Ist es vielleicht vernünftig, wenn ich mich an dies Loch gewöhne? Wie soll ich wissen, ob ich vernünftig bin? In diesem Hause werfe ich die Vernunft an die Wand. Hier fliegt jede Vernunft weg; die vernünftigste Vernunft. Was ist das überhaupt? Totschlagen kann man mich: ich werde nicht wissen, was Vernunft ist.

Vernunft! Besonnenheit! Ist es vernünftig, wenn ich ruhig alles mit mir geschehen lasse? Was sind das für Menschen, die dieses Haus führen? Ich habe gar kein Vertrauen. Denn man hat mich überlistet. Man hat mich hierher gelockt auf die heimtückischste Weise. Warum ging man so raffiniert mit mir vor? Die sind nicht unschuldig. Die haben ein schlechtes Gewissen. Die haben sich's leicht gemacht. Schließen mich einfach ein.

Das Mädchen spricht: »Sie schlagen Ihre Geschichte reichlich hoch an. Ich bin doch auch da. Das Haus ist voller Gefangener. Wenn sich jeder so aufregen wollte! Viele sind froh, wenn sie da

sind; besonders im Winter. Es gibt Menschen, denen das Gefängnis Weihnachtswunsch ist. Wenn es so kalt ist, und auf der Landstraße ist es kalt, und an den Türen steht: »Warnung vor dem Hunde« ... Man wagt nicht hineinzugehen, weil der Hund kläfft. Und man beneidet den Hund. Man ruft: »Komm, Nero, komm!« ... Ich hörte einmal, wie jemand »Komm, Nero!« rief. Daher weiß ich das, und dann wurde ich auch bald eingeliefert. Fieber habe ich bekommen. Und als ich wieder gesund war, fragten mich die in der Zelle, wer denn dieser Nero sei ... Was wollte ich doch sagen? Jetzt hab' ich ganz vergessen ...«

Fallen meine Schultern? Was bricht zusammen in mir? Ich fasse Hände, die halten ein abgegriffenes Handtäschchen ...

»Wäre ich Ihnen doch begegnet!« Wir sitzen nebeneinander, ganz dicht beisammen. Sie sieht mich an. Ach, die armen Augen tränen und lächeln.

»Ich wäre Ihnen gerne begegnet, Fräulein.«

»Das ist gut.«

Sie lächelt.

»Jetzt ist es ja gut. Nicht?«

»Ich weiß nicht ... weiß nicht, ob es gut ist ... Sie sind gut ... Sie sind über alles gut.«

Weinen schüttelt mich.

»Beruhigen Sie sich doch!« Sie streichelt mich und: »Sie haben so hübsche Haare ...«

»Ich kann nicht vergessen ... ich behalte alles ... weiß noch alles. Ich kann nicht anfangen mit dem Vergessen. Nicht einen Gendarmen auf der Landstraße ... Ich kenne die Straße ... ich ging einmal ... in Schlesien ging ich ... Kennen Sie Schlesien? ... Im Herbst war es. Raben flogen über den Feldern ... Ich gehe so gern ... immer weiter ... auch wenn es regnet, gehe ich gern ... Ich war bei einem Wandertheater engagiert. Denken Sie: Wandertheater. Ich kann leben von dem Wort: Wandertheater ... Wandertheater ist für mich alles. Wenn man Theater spielt, ist alles anders. Das können Sie sich wohl denken, nicht? Man kann leben und sterben und am an-

dern Tag lebt man wieder und anders. Ich lebe so gern! ... Was sage ich? Wer lebt nicht gern? Wissen Sie, daß man spielen kann, wie man leben möchte? Wie soll ich Ihnen sagen? Ich spielte immer, was ich ersehnte. Spielte mir mein Ideal ... spielte so lange, und alles wurde mir Wahrheit ... Nur darf man nicht umkippen ... Das gibt es nämlich auch. Aber ich war routiniert, ziemlich ... Wir spielten ein Stück, das hatten wir uns selbst ausgedacht ... Nein, ausgedacht ist nicht das richtige Wort. Es kam so von selbst .. wir hielten zusammen .. Wir machten schlechte Geschäfte, sehr schlechte Geschäfte. Im Hochsommer auf den Dörfern. Kein Klassiker zog die Bauern ins Theater ..! Kennen Sie ›Romeo und Julia?‹ Nicht? Das zog nämlich auch nicht. Ich spielte den Pagen, der in der Gruft die Julia beschützt, die Leiche der Julia ... Das wollte ich nicht erzählen. Wir hielten zusammen, sagte ich, nicht wahr? Das fing an, wie es uns sehr schlecht ging ... Es hätte ja auch früher anfangen können, das Zusammenhalten. Von dem ausgedachten Stück wollte ich noch sagen. Das war improvisiert. Zwei oder drei Menschen saßen im Theater. Zuerst sollen sechs dagewesen sein; denn es waren drei Mark in der Kasse. Und es mußte also gespielt werden. Wir haben phantasiert ... Einige nennen das ›Schwimmen‹: wenn man eine Rolle nicht gelernt hat, wenn man aus dem Stegreif spricht. Wir verzichteten auf das Stück. Da wurden wir die verzweifelte Stegreiftruppe ... Ach, es ist alles nicht wahr, was ich sage. Ich weiß nicht, warum ich überhaupt spreche; aber mir ist so eigen zu Mut, begreifen Sie mich? ... Verlassen Sie mich nicht mehr. Könnten Sie doch bei mir bleiben ... Wir wollen uns verständigen ... Geben Sie mir Ihre Hand. Wir verstehen uns nicht mit dem Kopf ... damit brauchen wir nicht erst zu beginnen ... Ich halte Ihre Hand und daran glaube ich. Nichts läßt sich denken. Ich habe meinen Kopf verloren. Man war so gewaltsam heute. Mit Gewalt läßt man sich nicht überzeugen. Nicht wahr? Es kann nicht gut sein, daß wir hier sind. Man hat mich nicht überzeugen können, daß man es gut mit uns meint. Das Brutale kann mich nicht bezaubern. Ich bin mißtrauisch geworden gegen diese Menschen, die uns hier eingesperrt

haben. Ich erwarte das Schlimmste; denn sollten sie nicht gründlich sein, wenn sie böse sind? Böse ist böse. Wir aber müssen zusammenhalten. Wir sind gleichgestellt. Es geht Ihnen doch wie mir. Und Sie sind ein Mensch, und ich bin ein Mensch. Warum sollten wir uns nicht verstehen?»

\* \* \*

Plötzlich wird die Zelle aufgeschlossen.

Mir ist, als hätte der blaue Mann die ganze Zeit über draußen vor der Tür gestanden. Ob er wohl gehorcht hat?

Jetzt muß etwas geschehen, denke ich. Eine Veränderung wird eintreten. Erwartungsvoll wende ich mich gegen den Schließer. Der aber will nichts von mir und sagt nur zu dem Mädchen:

»Kommen Sie!«

Sie folgt aufs Wort, sagt »Adieu«, ohne mir die Hand zu geben. Ihr Gesicht nimmt den Ausdruck der kommenden Dinge an. Ich werde nicht dabei sein ...

Wohin mag man sie führen? Der lange Korridor da draußen ... den sind wir ja gemeinsam gegangen. Dies Mädchen ... und dann ich. Sind unsere Empfindungen gleich, ähnlich oder verschieden?

Die Tür fiel wieder ins Schloß. Schlüssel rasselten. Wie genau mir das nachklingt ... Wie lange wohl? Oh, diese langen Echos ... Ich bin allein.

Es wäre gut, zu schlafen. Ach, käme eine Ohnmacht! Aber dies Glück kommt nicht zu mir. Zusammenbruch, aber unvollkommen; wissend und kontrollierend bei aller Qual ... Oh, daß ich mich sehe! ...

Immer die Augen offen ... Erschöpft sein, und nicht schlafen können!

Ich will nicht denken ... Beschwerde werde ich einreichen gegen meine Verhaftung, sobald ich Gelegenheit habe. Sterbend würde ich mich auflehnen gegen denjenigen, der mir die Freiheit nimmt ... Geben Sie Gedankenfreiheit ... liegt mir im Sinn, im Blut,

wie tief! ... Ich werde nicht begreifen lernen. Das Recht ... Freiheit nehmen ... Anmaßung ... Wie kommt das alles? Aber war das nicht gestern auch so? Und hundert Jahre hindurch? Nur traf es mich nicht ...

Aber andere werden nach mir kommen. Oh, daß ich ruhig leben konnte! Ich habe versäumt. Ich habe nicht beachtet, daß Menschen gefangen saßen, während ich träumte ... frei träumte.

»Sie schlagen Ihre Geschichte reichlich hoch an«, sagte mir jemand. Ja. Ich kann mir nichts gefallen lassen. Bin ich ein Schaf Gottes? Aber was habe ich versäumt? Alle Geschichten anzuschlagen, als wären sie die meinigen. Mit dem Maße, mit dem ihr messet, wird euch gemessen werden ...

Meine Augen stoßen überall an. Alles ist mir zu nah. Es gibt keinen Ausblick. Wo ist die Ferne? Wo sind die Flächen? Ich stehe still ... ich kann nicht atmen. Was ist das? Jetzt weiß ich, weiß für immer: Es gibt keinen Raum, es gibt keine Zeit, es gibt keine Luft.

Oh Einstellung, Einbildung! Ich muß meine Stimme hören, und ich sage deutlich, sehr deutlich: »Die Welt ist ein Schwindel. Aber man muß glauben können ...« Wie ungeschickt ich bin, ich glaube nicht! Ist es taktlos, das Geheimnis der Illusion zu entdecken? Oh, wäre ich kurzsichtig! Aber so begabt bin ich nicht. Wäre ich verträumt oder trunken, mein Befinden wäre nicht schlecht. Aber zu grell, stechend sehe ich Wirklichkeit, das Wunder, Kartenkunststück. Ich will höflich sein, nicht genau hinsehen.

Ich stehe in der Mitte meiner Zelle und schließe die Augen, die sich von selbst öffnen. Das ist ihnen wohl eigen, ist ihr Wesen. Ich sehe vor einem Fenster fünf Eisenstangen, die unbestechlich scheinen.

Da steht mein Wärter hinter mir:

»Träumen Sie? Sie werden abgeholt.«

»Ja. Und was kommt jetzt?« Warum frage ich? Bin ich wieder neugierig?

»Jetzt werden Sie spazierengefahren,« sagt er scherzend.

Ich höre das und sage nur: »So ... so.«

Wenn er gesagt hätte: »Jetzt werden Sie gerädert,« oder: »Sie müssen sehr lange tanzen, immer tanzen« – hätte ich mich gewundert?

Ich werde in einen Raum geführt, in dem es sehr bunt aussieht. Unordentlich. Männer und Frauen stehen und sitzen, warten sehr ungeduldig, nervös, blaß. Plötzlich aufsteigendes Fieberrot: Mädchen, ertappt und ohne Fassung – wo war't ihr noch vor einer halben Stunde? Männer, Vergangenes in gehetzten Augen. Gekrümmte Hände, die etwas gepackt hielten, hängen jetzt teilnahmslos. Was haftet noch an euch? Hübsches Mädchen, blaue Augenringe – wie und wie lange wachtest du? Schlichst du dich fünf Uhr früh aus einem Hause? Vier Stufen auf einmal? In der vierten Etage schon in Gedanken auf der Straße ... Muß gemacht werden, Scham hin, Scham her ... Aber das ist es ja auch nicht. Du verträgst nicht, kontrolliert zu werden ... Kräftige Zähne haben sich in deinen Hals gewühlt ... Jetzt brauchst du keine Schminke mehr. Dein Puder, noch im Handtäschchen. Der kann lange warten, bis du wiederkommst ...

Menschen, verludert und elegant, die sich nicht kennen, möchten miteinander sprechen. Flüstern ... »Wenn Sie früher hinauskommen sollten, grüßen Sie Nanny, Neuhauserstraße 34, im dritten Stock. Sie soll auf mich warten, es kann lange dauern, aber warten soll sie.« Schlecht gehobelte, halbschmutzige Tische.

Da steht ein altes Grammophon ... Riesige Blechtrompete. Wem hat denn gefallen, das an sich zu nehmen? Ein Regulator steht da .. Schlachtermesser daneben .. Durchlöcherter Schirmmütze .. Sechs sorglich zusammengebundene Regenschirme .. Kleiner Mädlerkoffer, Etiketten: Hamburg, Monte Carlo, Cherbourg ... Eine rote Perücke, grandios frisiert .. Tüllrobe neben Fleischhackmaschine .. Alles gewürfelt.

Ich sehe die Gegenstände an, ohne darüber nachzudenken, was sie bedeuten, warum sie daliegen. Ich sehe einen jungen Burschen, der gemessen wird. Er macht ein Gesicht dabei, als würde er porträtiert.

Ein Mädchen wird ausgefragt und aufgeschrieben. Sie gibt höflich Auskunft, wie auf einem Vermittlungsbureau. Mir ist, als träume ich; weiß gar nicht, weshalb ich da bin; sitze auf einer Holzbank und finde es ganz nett.

Einigen wird die Geldbörse abgenommen. Das Geld wird sorglich gezählt, die Summe notiert.

»Stimmt's?« fragt der Beamte, »zählen Sie selbst nach.«

»Ja, es stimmt. Gewiß,« höre ich bescheiden antworten.

»Na, also. Schreiben Sie: 1 Mark und 75 Pfennige.«

Ich freue mich in aller Stille über die Genauigkeit der Beamten. Das Geld wird also doch aufgehoben. Es geht nicht alles drunter und drüber.

Ein Mädchen muß die Hand auf eine schwarz bestrichene Platte legen. Sie stellt sich ungeschickt an. Ein Beamter gibt ihr Anweisung. Er legt seine Hand auf den gehobelten Tisch; natürlich nicht auf die schwarz bestrichene Platte. Ich würde das auch nicht tun. Vielleicht ist es glühendes Pech, das allmählich erhitzt wird. Ich beobachte genau; will wissen, was geschieht. Soviel ich begreife, kommt es hier darauf an, daß der Daumen nicht rutscht.

Das Mädchen lacht geschmeichelt. Wie intensiv man sich aber auch mit ihr beschäftigt! Sie ziert sich, streift die Ärmel in die Höhe; sie stellt sich an, als solle sie Klavierspielen lernen; als verstehe sie nicht, die Finger zu setzen. Sie erregt die Aufmerksamkeit der Beamten und lächelt freudig und verschämt.

»Den andern Daumen her!« sagt der Beamte.

Das Mädchen zeigt die andere Hand. Da fehlt der Daumen. Die Hand ist ein verkrüppeltes, knorpliges, viereckiges Stück Fleisch. Am Zeigefinger fehlt ein Glied? Wo ist das? Nie sah ich eine solche Hand.

Das Mädchen lächelt wieder, als habe sie die Hand so gemacht. Lächelt, als habe sie sich eine kleine Laune erlaubt. Sie lächelt, findet sich selbst ein wenig albern, aber das mit der Hand sei nun mal so ... Sie dreht die Hand ein wenig hin und her.

»Ja, da ist nichts zu machen,« sagt der Beamte.

Ich sitze da und lache laut auf. Lustig, schadenfroh, wie wenn jemand ein Gesellschaftsspiel verliert.

»Was fällt denn Ihnen ein dahinten?« ruft ein Herr hinter dem Schreibtisch.

»Ach so. Ja.«

Ich verstumme. Bin geniert, daß ich mich »benommen« habe. Weiß gar nicht, wo ich hinsehen soll; denn alle sehen mich an. Es ist mir peinlich, daß ich so allein sitze, und ich rutsche die lange Bank entlang, so unauffällig wie möglich; immer nach links. Das ist ein langes Ende.

Da sitzt ein Herr in den mittleren Jahren. Der trägt einen feinen Strohhut und einen weißen Tennisanzug. Ich schiele ihn von der Seite an, nehme heimlich mit, was das Auge reichen kann. Weiße Tennisschuhe, mit Ankergarn gestopft. Gewiß, der Strohhut ist mit Strobin gebürstet, nicht gut gespült, hat Streifen. Soll ich ihm nicht sagen: »Man darf einen Strohhut nicht in der Sonne trocknen? Sie können ihn auf ein reines Handtuch legen. Wenn Sie das nicht haben, nehmen Sie den Ueberzug von Ihrem Kopfkissen. Sie können sich dann zugleich den Kopf damit frottieren.« Ich mache mich an den Herrn heran.

»Sie, hören Sie, bitte!«

Hab' ich das schon gesagt? Der Herr räuspert sich, scharrt mit den Füßen ... Um Gotteswillen, ich hab' es nicht böse gemeint ...

Der Herr sieht ganz beklommen aus, räuspert sich laut, sieht mich von der Seite an, und dann auf die Beamten, als wolle er jedermann aufmerksam machen, daß ich ihn belästige. O, dieser geradeaus gerichtete, starre Blick! Nun weiß ich: dieser Herr legt Wert auf Einsamkeit.

Ich will mich nicht aufdrängen und rutsche sofort wieder nach oben. Langsam und leise; denn ich will nicht unliebsam auffallen.

»Können Sie denn nicht ruhig sitzen?« ruft jemand. Das gilt mir. Brummt weiter: »Ist doch hier keine Rutschbahn, Sie!«

Und da ich höre, daß es hier keine Rutschbahn ist, mache ich mir endlich Gedanken, was es denn eigentlich für ein Raum ist, in

dem ich mich befinde, und was das alles zu bedeuten hat. Ich sehe die geschäftigen Beamten, die hin und her laufen und sich alle Mühe geben. Und ich sitze da und weiß nichts.

Aber ich werde mich schon zurechtfinden. Ich will mir alles genau überlegen.

»H ...!«

»Jawohl,« rufe ich prompt.

Einige lachen hell auf.

Ich bin verzweifelt. Gebe mir doch alle Mühe. Nur nicht ausbrechen. Nur nicht weinen.

»Herkommen!«

Ich erhebe mich. Man lacht, aber einige sind todernst. Irgendwo, tief in mir: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.

»Haben Sie Geld bei sich? Legen Sie die Uhr ab.«

Wird hier geplündert? Aber mir ist alles recht. Alles will ich abstreifen, meine Lenden, mich selbst; wenn nur ein Mensch hier wäre, an den ich mich klammern könnte.

Ich zerre an der Armbanduhr.

»Vorsicht. Immer mit der Ruhe,« sagt ein Beamter und hilft mir die Schnalle meiner Uhr lösen. So sorglich ist er mit meiner Uhr! Ich sehe auf, in ein starres Gesicht. »Sie haben die Uhr zu fest geschnallt!«

Warum schreie ich nicht, wenn es doch in mir schreit: »Lieben Sie mich!«

»Die Uhr steht. Haben Sie sonst noch Schmucksachen bei sich? Ketten, Ohrgehänge, Nadeln?« knurrt er.

»Hab' nichts.«

»Zählen Sie das Geld nach!«

»Ungefähr zehn Mark muß ich haben.«

»Genau nachzählen! Damit Sie Ihr Geld richtig wieder kriegen. Sonst reklamieren Sie nur.«

»Ach nein.« Ich zähle. Habe ich denn den Chauffeur auch bezahlt?

Unruhige strenge Stimme: »Haben Sie Schulden? Wo haben Sie nicht bezahlt?«

»Doch, ich habe bezahlt. Es stimmt. Stimmt ganz genau. Auffallend.«

»Na, also. Fertig. Los!«

\* \* \*

Zwei Schutzleute treten ein. Der eine hat eine Anzahl Zettel in der Hand. Die Gefangenen bilden zwei Gruppen, eine, die mitkommt, und eine, die dableibt. Der Schutzmann ruft Namen auf. Ich glaube, ich bin bei der »mitgenommenen« Partei. Ich bleibe stehen, wo ich hingestellt werde; gehe mit den andern, als es »Los!« heißt und lasse mich durch die Tür schieben. Wir werden in den Hof geführt.

Hier steht ein hausartiger Wagen, der zugleich Auto ist. Ich erinnere mich: als Kind sah ich in einem Panorama die »Cholera-Epidemie in Hamburg«. Der grüne Wagen, der vor uns steht, hat Aehnlichkeit mit dem monströsen Cholerawagen, in dem man die Kranken und Toten expedierte. Die Schutzleute lassen zuerst die Gefangenen einsteigen. Ich glaube, die Schutzleute werden wohl nicht mitfahren; aber die fahren gerade mit, und es ist mir auch gleichgültig.

Es dauert geraume Zeit, bis jeder seinen Platz hat; denn der Wagen ist schmal, und die Bänke sind schmal. Und das eine paßt nicht zum andern. Die Frau mit der blauen Küchenschürze ist dick und zwängt sich durch die andern hindurch, um den Rückplatz zu bekommen. Der Dame mit dem Federhut paßt es nicht, neben der Dicken zu sitzen. Sie bittet einen Herrn, doch mit ihr Platz zu wechseln. Die Bitte wird stumm erfüllt. Ich lasse mich hin und her schieben. Alles ist mir ein ungemütlicher Traum.

Die Federhut-Dame sitzt links neben mir. Rechts bildet ein poliertes Holzbrett eine Grenze. Ich erlebe schnell, warum das so ist; denn rechts neben mich setzt sich der Schutzmann isoliert in eine Art Sessel.

Zwei Schutzleute sitzen einander gegenüber direkt an der Wagentür. Man muß also an ihnen vorbei, wenn man aussteigen will. Endlich ist alles arrangiert.

Der Wagen fährt ratternd zum Hofe hinaus. Wir werden durcheinander geschüttelt. Wir fahren in schnellem Tempo durch die Hauptstraßen hindurch.

Mir fällt ein: Bekannte könnten mich von der Straße aus sehen; denn die Tür des Wagens ist ein großes, vergittertes Fenster, durch das man hindurchsehen kann.

Mir gegenüber sitzen zwei junge Leute in Gebirgstracht. Sie haben staubige, eisenbeschlagene Schuhe.

»Hätten wir nur die Sandalen angehabt,« sagt der eine zum andern. »Jetzt können wir die ganze Untersuchungshaft in Bergstiefeln absitzen.«

Der andere zuckt die Achseln.

Ein rothaariger Bursche, der in der äußersten Ecke des Wagens sitzt, horcht interessiert auf jedes Wort, das gesprochen wird.

Ich bin erstaunt, daß überhaupt gesprochen wird; aber die Schutzleute kümmern sich nicht um uns und unterhalten sich miteinander.

»Waren Sie in den Bergen?« fragt der Rothaarige. »'s muß arg heiß sein dort.«

Als Antwort erfolgt ein verdrießliches: »'s geht an.«

Weil die Touristen offenbar keine Unterhaltung wünschen, wendet sich der Rothaarige an seine Nachbarin.

Die sieht verstrubelt aus, als käme sie direkt aus dem Bett. Sie blinzelt ihren Freund unruhig fragend an. Minutenlange Augensprache.

Tonlos und gleichgültig: »Also höchstens drei Monate, wenn ich dir's sag'.«

Verärgerte Stimme: »Jawohl, drei Monate! Als wäre das nichts! Aber mit dir fällt man immer 'rein. Ich hab' keine Lust mehr.«

»Sei doch ruhig!« raunt der Rothaarige dem verstrubelten Mädchen zu. »So sei doch nur ruhig.« Als habe sie eine Taktlosigkeit begangen.

Verdrossen schaut das Mädchen zum Schutzmann hinüber. Der Wagen schaukelt. Der Säbel des Schutzmanns streift mein Knie. Dies ist mir sehr unangenehm und ich mache mich schmal, presse mich zusammen.

Der Schutzmann fängt mit dem Rothaarigen ein Gespräch an:

»Was haben Sie denn schon wieder? Wir fahren doch erst neu-lich zusammen.«

Der Rote schiebt die lästige Schirmmütze in den Nacken, will erzählen, besinnt sich und lacht verlegen:

»Eigentlich dürfen S'mich überhaupt nicht einsperren. Heiß' doch Adam, bin der erste Mensch.«

Der Schutzmann lacht.

Einige der Fahrgäste verziehen den Mund zu verstohlenem Lächeln.

Ein Mädchen, das neben mir auf der Bank sitzt, erfüllt die Luft mit starkem Parfüm. Das übertrumpft den Tabakgeruch des alten Bauern, der andauernd schnupft und sich ekelhaft räuspert.

Neben ihm sitzt eine zitternde alte Frau. Dünnes graues Haar. Hin und wieder wischt sie sich mit ihrer Schürze den Schweiß von der Stirne. Sie seufzt unterdrückt.

Das parfümierte Mädchen lehnt sich behaglich zurück. Sie stochert mit ihrem weißen Sonnenschirm, der drei breite Spitzenvolants trägt, auf dem Boden herum. Die Beine übereinander gekreuzt, zeigt sie ihre knallgelben Segeltuchstiefel. Sie gähnt aufdringlich und führt verschwitzte Handschuhe zum Mund.

»Den Sonnenschirm ham S' a mitgnomma, Fräulein?« fragt der Schutzmann witzig.

»Der is froh, daß er a amal spazierenfahren darf umsunst.«

Wie genau ich auf alles achte! Ich sehe und höre fast wider meinen Willen.

Wir fahren schnell und schon ziemlich lange. Ich weiß nicht, wohin; weiß nicht Bescheid, weiß nicht, wie es heute abend sein wird.

Wie werde ich mich schlafen legen? Zu Hause in der Pension mein Bett wird unbenutzt dastehen ...

Ich mische mich in alles. Wohin gehen die Schutzleute, nachdem sie uns irgendwohin gebracht haben? Nach Hause? Vielleicht sagt einer zu seiner Frau: »Ich habe heute acht Menschen ins Gefängnis gefahren.« Und die Frau stellt das Essen auf den Tisch, sagt: »Was du sagst! Acht Menschen! Ja ja.«

Und wo sind diese acht Menschen dann? Fahren die Schutzleute uns in ein Gefängnis, um uns zu vergessen? Ich begreife nichts, so sehr ich mich um alles kümmerge. Denn alles dies muß doch wohl so sein. Was bedeutet diese verrückte Wagenfahrt? Einen Sinn muß sie doch haben, einen Zweck.

Wie unsinnig finde ich alles, und darum unheimlich! Mir ist, als wäre ich heute zum ersten Male auf der Welt, so neu erscheint mir alles, wie im Traum, unmotiviert. Die Helmspitze des Schutzmanns kommt mir zwecklos vor; die Uniform, ein unheimlicher Fasching, der mich schreckt.

Ich sehe durch das Fenster auf die belebte Straße hinaus. Damen und Herren gehen ruhigen Schrittes, tragen verschiedenartige Kleider, Schleifen und Kokarden, enge und weite Röcke, Halskrausen und Pincenez. So sicher gehen die Menschen heute, präsentieren sich, ohne sich gegenseitig zu fragen: »Gefällt Ihnen dies, was ich trage, und mein Gesicht?«

Zum ersten Male entdecke ich, daß alles schamlos ist, was lebt. Und ich selbst sitze da, in einem Wagen mit anderen, denke mich hinweg, vergesse mein Gesicht. Ich sehe, wie meine Hände in meinem Schoße liegen, bewege sie. Fremd sind meine Hände mir. Wie kam ich zu dem gestreiften Rock? Seltsam ... Wo ist mein schottisches Kinderkleid, mein kurzes Kleid? Die Tage stürzen ein. Ich schließe die Augen, und allmählich entfällt mir alles, was ich je gesehen. Was mich schreckte, sinkt zurück. Immer tiefer zurück. Und ich bin ein einsames Tier, glücklich streifend auf unberührten Fluren.

\* \* \*

Die Zellentür wird geschlossen, und ich bin allein. Ich suche gierig nach einem bunten Gegenstand, einiger Unordnung, die mich anregen könnte. Aber es ist alles peinlich sauber und grau. Ich konstatiere diese Korrektheit leider nur zu schnell. Ich setze mich auf das weiß gescheuerte Brett, das als Stuhl dient.

Die Schlafgelegenheit, eiserne Pritsche, ist unzugänglich hochgeklappt.

Ich versuche durch das kleine Guckloch zu spähen, aber es ist von außen verhängt. Ich starre auf ein kleines schwarzes Loch, auf ein Nichts, starre immer weiter und denke: ich werde dieses schwarze Nichts mit der Zeit zum Leben zwingen. Immer sicherer, klarer wird eine kleine Welt hervortreten, schwarzes Guckloch wird bebändert und bunt, und es wird Panorama werden. Genießen werde ich vor dem Guckloch, ausruhen, mich erholen. Erträume ich mir eine Welt vor dem Guckloch: das geht an. Vielleicht verlasse ich, einigermaßen heil geblieben an Seele und Leib, dieses Haus; aber das Guckloch darf nicht seine Anziehungskraft verlieren. Hypnotisiert mich dieses Guckloch oder hypnotisiere ich? Die toten Dinge haben Augen, die vielleicht barmherziger, treuer sind wie die lebenden.

Ich lege meinen Mund in diese kleine Rundung. Kühl ist die Eiseneinfassung. Das Glas, wie glatt und kalt! Meine Lippen berühren das schwarze Glas, das still bleibt. Und ich spreche, flüstere; denn niemand soll uns hören:

»Bleib mir treu. Du wirst mich nicht enttäuschen. Sei nachgiebig unter meinen Augen. Schmiege dich meinem Willen. Sei barmherzig und laß dich verführen, bis ich dich beherrsche. Immer spiegele das Bild, das meine Seele erträumt. Dein Echo brauche ich. Halle nach, lange: ich liebe dich ... Leise ... leise ... liebe dich ...«

Was sprach? Sprach ich? Oh mein Gott, laß mich nicht ›natürlich‹ bleiben; denn dann tobe ich. Bleibe ich ruhig in diesem Käfig, bin ich mir untreu geworden. Das ist das Allerschlimmste. Ich darf mich nicht beschwichtigen. Ich darf mich nicht hinwegtäuschen, über mich selbst hinweg. Darf mir nichts vormachen. Darf

nicht bequem werden. Darf nicht etwa sagen: Es geht vorüber. Ich kann mir nicht einreden, daß dieses Gefängnis ein Weihnachtswunsch war. Beginne ich mit der Täuschung, zeige ich Begabung fürs Schwindeln, wird Zuchthaus Paradies. Könnte ich nicht dahin gelangen, bei einiger Begabung Menschen zu töten aus langer Weile? Lustmord als Unterhaltung? Denn unberechenbar nach allen Seiten bin ich, werde ich dann. Ich stehe vor einem schwarzen Guckloch – wie lange schon? Habe ich schon eine Uhr schlagen hören? Etwa fünfmal? Fünf Schläge nacheinander?

Ich gehe meinem Gedächtnis nach. Ich lehne meinen Kopf an die Eisentür. Wenn ich mich nicht irre, schlug die Uhr fünf. Vor einer Weile. Wie klang es mir? Bang – bang – bang – bang – bang. Schnell, schrill und hart. Ich weiß jetzt genau, wie es klang. Die Töne schwingen noch in mir nach.

Ich habe diesen Tag aufgenommen wie ein Objektiv. Ich gebe jeden Ton wieder wie eine korrekte Grammophonplatte. Licht- und schattenempfindlich bin ich, und farbenfreudig. Ich habe ein solides Gedächtnis. Lieber Gott, laß mich dieses nicht verlieren. Nur dieses nicht. Laß mich nichts vertuschen, nichts anders deuten; nur sehen, wie meine Augen sehen, keine falsche Einstellung.

Ich sehe auf dieses schwarze Guckloch. Es ist vollkommen schwarz, herzlos in seiner Vollkommenheit. Es wird mir nicht gelingen, das Tote zu beleben; aus dem Nichts eine Welt zu zaubern. Meine Kraft wird erlahmen. Ich werde nicht fliegen können. Ich werde auf der Erde bleiben; bleiben am Boden.

Werde ich mich über Eisengitter hinwegsetzen können? Mauern stürzen lassen? Türen brechen, wenn ich immer vor mir sehe eine verschlossene Tür? Wo werde ich die Kraft hernehmen?

Und eine Verzagttheit überfällt mich. Der Schweiß bricht mir aus der Stirne. Ich presse mein Gesicht an die Eisentür. Besinnung, verlaß mich nicht! Ich fürchte mich. Ich fürchte, ich verfall in die natürliche Tobsucht.

Ein Auge sah mich wohl von draußen. Des Wärters Auge. Schwarzes Verräteraue sieht auf mich. Falsch bist du. Ich wende

mich ab und beginne eine monotone Wanderung. Sechs Schritte auf, sechs Schritte ab, und immer wieder von neuem.

Dann lese ich die Verhaltensmaßregeln, die Vorschriften für die Gefangenen:

»Keinem Gefangenen darf der Zuspruch eines Geistlichen seines Glaubensbekenntnisses verweigert werden.«

Davon werde ich Gebrauch machen. Was ›glaube‹ ich? Römisch-katholisch bin ich. Konvertitin. Unruhe ließ mich Religion versuchen, eine andere. Ich versuchte mir zu helfen. Bequem, nicht sich selber beichten zu müssen. Das paßte mir einmal. Ich schob. Nun ja ...

Ich lese weiter, suche mehr dergleichen Vergünstigungen:

»Die Prügelstrafe ist in allen deutschen und bayrischen Gefängnissen verboten.«

Also soweit kommt es nicht. Ich freue mich, fünf Minuten etwa. Gehe wieder auf und ab.

Versuche ein Lied zu singen. Das will ich auskostend genießen.

Ich singe mir leise zu:

»Ach, wie die Tage so golden verfliegen,

Wie die Nächte so selig ...«

Weiter geht es nicht. Meine Sinne reagieren nicht.

Versuche noch einmal in einer helleren Tonart und frischer:

»Meine Mutter, die hat mich fortgeschickt

Und hat mir einen Taler in die Hand gedrückt

Für so einen jungen Matrosen.«

Ich breche in Tränen aus. Weine, weine.

Warum man mich allein läßt? Wenn man mich nur nicht vergißt. Ich habe ja gar kein Dokument in den Händen, habe keinen Ausweis, wer ich bin. Wenn man meine Papiere nun verwechselt? Wenn man mich zeitlebens hier behält? Warum man mir wohl keine Beschäftigung gibt? Ob man mir erlauben wird, zu arbeiten? Das wäre eine Ablenkung. Ich werde sagen: ich kann alles. Ich verstehe alles, jede Arbeit.

Ich lese die Inschriften an der Wand:

»Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide.«

Dann drücke ich auf den elektrischen Knopf, der sich neben der Tür befindet. Draußen schlägt eine Glocke automatisch an. Ich höre Schritte. Das Läuten hört auf.

Die Klappe in der Tür wird aufgeschlossen.

Ich sehe den Kopf des Wärters:

»Was ist denn? Was soll das bedeuten? Was wollen Sie?«

»Könnte ich den Zuspruch eines Geistlichen meines Glaubensbekenntnisses haben? Ich gehöre der römisch-katholischen Kirche an.«

»Sie sind wohl verrückt geworden?«

Ich wehre bescheiden ab:

»Das nicht. Aber haben Sie denn keinen Geistlichen? Da steht's doch.«

Sein entrüstetes Gesicht soll mich nicht beirren. Ich halte mich strikt an das gedruckte Wort.

»Entschuldigen Sie, aber es gibt doch verschiedenes. Zum Beispiel: da steht etwas vom Briefschreiben. Freilich, lieber wäre mir ein Geistlicher. Es ist ja nur wegen der Aussprache. Ich will beichten.«

»Sie glauben wohl, Sie können hier nur bestellen und werden dann bedient? Das ist kein Hotel hier. Sie sind ja gerade angekommen. Wozu brauchen Sie denn einen Geistlichen?«

»Ich habe wirklich etwas zu beichten. Es ist mir erst hier eingefallen. Wäre es mir früher eingefallen, so hätte ich schon früher gebeichtet. Ich muß Ihnen sagen: ich bin nicht unschuldig hier hineingekommen.«

»Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Das weiß ich schon.«

»Aber nicht genau. Verzeihen Sie, das können Sie ja auch nicht wissen. Aber ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen« – ich trete dicht ans Fenster und sehe ihm direkt in die Augen — »ich habe etwas zu beichten. Staunen würden Sie, wenn Sie es hören würden. Glauben Sie mir. Ich brauche keinen Beichtspiegel. Mir fällt alles so ein. Ich brauche meine Sünden nicht zu suchen; denn

meine Sünde fällt zu sehr auf, weil nur Sünde da ist. Ich habe Schuld. Nur ich habe Schuld. An unendlich vielem. Vielleicht an allem. Mein Beichtvater sagte mir, die Unterlassungssünden seien am schwersten zu verzeihen. Ich glaube, es gibt nur Unterlassungssünden.«

Ich habe meinen Wärter einen Augenblick gefesselt. Er schlug nicht die Klappe vor meinem Gesicht ins Schloß. Aber sein Gesicht wurde ein wenig verlegen und er sagte:

»Ich habe hier keine Zeit zum Fensterln. Die Glocke ist nur bei Lebensgefahr zu benutzen.«

\* \* \*

Ich habe fortwährend Brechreiz. Fühle mich so schwach, daß ich mich nicht auf den Beinen halten kann. Ich muß mich auf den Boden legen. Habe Leibscherzen, hauche immer auf meine Hände, lege sie dann auf den Leib, damit die Wärme in mich dringt. Jeden Augenblick muß ich aufspringen, weil mir übel wird. Der Toiletteneimer steht an der Tür. Er ist desinfiziert mit einer teerartigen Flüssigkeit, die mir noch heftigere Uebelkeit verursacht. Wenn ich mich erhebe, wird mir schwindelig.

Nach kurzer Zeit bin ich so schwach, daß ich nicht mehr aufstehen kann. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Muß es also aufgeben, und kann mich nicht mehr um mich kümmern. Dennoch ziehen meine Hände mir die Russenbluse über den Kopf weg, um ein Kopfkissen daraus zu machen. Aber die Russenbluse ist zu dünn, man könnte sie in eine Hand pressen.

Liege halb an der Wand, um einen Stützpunkt zu haben. Ich finde, mein Körper hält nicht mehr recht zusammen. Meine Glieder sind eine aussichtslose Angelegenheit geworden. Wenn jetzt ein Arzt käme, würde ich ihm raten: »Geben Sie mich auf!« würde ich mich entschuldigen, daß etwas so Hoffnungsloses vor ihm liegt; würde sagen: »Warten Sie nur einen Augenblick und ich werde sterben.« Ich glaube, ich habe dazu nicht einmal die Kraft. Erfordert das Sterben nicht auch einen gewissen Schwung? Ich

liege direkt unterm Fenster. Ich rechne mit der einströmenden Luft. Womit sollte ich sonst noch rechnen? Es ist sehr heiß. Die Luft hat Fieber, scheint mir. Erhöhte Temperatur hat die Luft, oder die Zeit. Geht mich ja auch nichts an, was es ist. Ob Luft oder Zeit, was kümmert mich die Welt?

Es riecht nach Sommer, Bodenkammer, alten Aepfeln, überwinternten Kartoffeln und Teer. Und diese Eisentür immer sehen müssen ... Es ist schrecklich heiß. So heiß war es noch nie. Und dieser Teergeruch! Wann roch es doch nach Teer? Als Kind lesend auf der Bodenkammer. Die Dachluke war geöffnet, das Schieferdach geteert. Die Liebesbriefe meiner Mutter waren sehr schön, so vergilbte Briefe ... Lawendel, Myrth' und Thymian ... Sind wir schon Ende Juli? Aber das ist ja ganz ... Oh, ist mir übel! Mein Taschentuch, ganz verklebt - wenn es nur nicht so dünn wäre. Und das Hemd kann ich doch nicht zerreißen. Ist ja nur ein Fragment. Fragment von Hemd ... Schillers ›Geisterseher‹, ein Fragment. Reden wir nicht mehr davon.

Mir wird bunt vor den Augen. Noch regenbogenfarbener. Die Zelle zerfällt in Würfel. Wenn die nur nicht auseinanderfallen. Nachher hab' ich wieder die Schuld. Wenn die Zelle auseinanderfällt, hält die Decke auch nicht lange; denn alles hängt zusammen, alles hat seinen Grund, oder alles ist Luft. Ich kann kaum Luft kriegen. Es ist ganz wenig Luft für mich da. Von der Türecke wälzt sich eine Teerduftwelle her zu mir, hüllt mich ein. Das ist Teufelsweihrauch, und ich darf mich nicht benebeln lassen. Nur nicht hereinfallen auf den Schwindel. Telegraphenstangen dröhnen in meinen Ohren, aber sie stören mich nicht. Ich werde mich nicht darum kümmern. Aber ach, die Schmerzen! Ist das Magengegend? Ist das die Seele? Ist alles dasselbe. Geht in einem hin. Oh, ich muß aufspringen. Kämpfen muß ich mit meiner Krankheit. Stehend Tod oder Leben erwarten. Aufrecht, ich strecke mich, ich will die Decke heben, ich will den Himmel sehen. Meine Beine sind steinerne Säulen und schwer. Ich kann nichts halten. Mein Mund quält sich automatisch, krampft sich. Nur in Lebensgefahr klingeln ... Ich

will ja auch nur die Sonne; die Sonne will ich ... und falle, weiß nichts mehr.

\* \* \*

Ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Boden gelegen habe. Am andern Morgen kommt die Aufseherin. Sie fragt mich, was mir fehlt.

Ich sage:

»Bin wohl krank.«

»Dann müssen Sie sich beim Arzt melden.«

»Ja.« Aber ehe ich weiteres fragen kann, ist sie schon wieder verschwunden. Vielleicht hat sie den Arzt bereits für mich bestellt.

Ich habe Waschwasser bekommen, aber ich habe kein Handtuch. Man hat es vielleicht vergessen.

Die Aufseherin kommt zurück in Begleitung einer Gefangenen. Die trägt ein Holzgestell, auf dem eine Anzahl dampfender Kochtöpfe steht. Darin ist braune Mehlsuppe. Man stellt meine Suppe auf mein Holzbrett. Ich bin nicht verwöhnt, aber diese Brennsuppe kann ich nicht riechen. Ich halte mir mit der rechten Hand die Nase zu, mit der linken gieße ich mir ein wenig Suppe in den Mund. Ich will hier nicht zugrunde gehen. Seit gestern früh habe ich nichts gegessen.

Die Aufseherin kommt zurück. Der Kochtopf wird abgeholt. Meine Pritsche wird hochgeklappt. Da ich kaum gehen kann, holt mir die Gefangene einen Steinkrug mit frischem Wasser, den ich mir sonst selbst holen müßte.

Eilige Schritte auf dem Korridor. Ach, die können ihre Beine gebrauchen, während mein Körper wie in der Mitte gebrochen ist. Ein Tag und eine Nacht haben mich so elend machen können. Gestern früh war ich doch noch ganz gesund. Immer fällt mein Kopf, entweder nach rechts oder nach links. Er baumelt, wackelt wie der Kopf einer Lumpenpuppe.

»Na, Sie sehen schön grün aus im Gesicht!« sagt die Aufseherin.

»Kann nicht anders. Bin so frei.«

Ich kann nur noch hauchend sprechen. Dabei empfinde ich den wilden Wunsch, mich aufzuraffen, wieder gesund zu werden, ebenso schnell, wie ich krank geworden bin.

Ich habe die Suppe nicht gegessen. Ob es nicht verboten ist, die Suppe stehen zu lassen?

Ich sage der Aufseherin, die zum Türschließen kommt:

»Ich kann leider keine Suppe essen. Ich habe mir den Magen verdorben.«

»Ist gut so,« brummt sie, »ist schon recht.« Sie wirft die Tür ins Schloß. Ist es ihr gleichgültig, ob ich die Suppe gegessen habe oder nicht? Schon bedaure ich, daß ich »leider« gesagt habe. Habe die Suppe wohl nicht genügend respektiert; sie wird wohl weggeworfen werden. Nun wird man mir wohl kein Essen mehr bringen. Irgendwie freue ich mich darüber; denn niemand wird meine Anfälle sehen, und ich kann ohne Aufsicht, ohne Kontrolle, in aller Ruhe ohnmächtig werden. Zusammenbruch ohne Zeugen ist eine Vergünstigung. Vielleicht ist man so gütig, mich allein zu lassen. Wie taktvoll von der Aufseherin, nicht zu bemerken, wie schmutzig und besudelt ich bin. Man will mich nicht in Verlegenheit bringen.

»Sie sehen schön grün aus!« hat sie gesagt. Das war doch Bewunderung. »Schön grün! Soll ich mich nicht geschmeichelt fühlen? Aber ich fühle mich gar nicht geschmeichelt, und war doch einst empfänglich für Komplimente, selbst wenn ich wußte, der Bewunderer täuscht sich immer. Nicht immer war es Eitelkeit, wenn ich den Bewunderer im falschen Glauben ließ. Korrigieren ist anstrengend. Man muß so weit herholen. Bequemlichkeit war meine größte Sünde.

Ich lege mich wieder auf den Boden unter das Fenster. Es mag neun Uhr früh sein. Gewöhnlich schlafe ich noch um neun Uhr früh. Aber mitunter stehe ich um sieben Uhr früh auf. Dann gehe ich in die Messe und vor dem Bilde der heiligen Familie träume ich von Häuslichkeit, wenn ich den heiligen Josef in seiner Eigenschaft als Zimmermann ansehe, das Jesuskind spielend an der Hobelbank

und die verträumte Mutter Gottes am Spinnrocken. Brautleute knien vor diesem Bilde. Heiliger Josef, Schutzpatron der Verlobten. Ich bin traurig, weil ich das Gegenteil einer Braut bin. Dennoch kniete ich in der Ludwigskirche vor dem Bilde der heiligen Familie.

Einmal gab es keinen Platz mehr auf dem langen Betschemel. Es war an einem Samstag in der Abendstunde. In den Beichtstühlen wurde geflüstert. Ich sah nicht in die Gesichter der Entsündigten, die überbleicht und schlaff zum nächsten Betstuhl wanken, um in geknickter Haltung – seitlich geneigter demütiger Kopf – zu büßen. Ich kniete abseits, versenkte mich in der heiligen Familie sonnenbestrahlte Diele, in den verschwiegene(n) Frieden der Häuslichkeit. Und dann konnte ich wohl vieles vergessen, was abends war, wenn ich sang, wenn ich spät nachts nach Hause kam. Und ich habe geweint, am Morgen, wenn meine Kleider nach Zigaretten rochen. Geweint, weil ich nie am Spinnrocken sitzen durfte. Wenn meine Hauswirtin mir sagte: »Hier sieht's ja aus wie bei den Zigeunern!« dann sagte ich wohl zu ihr: »Kann ich denn nicht Heiligenbild sein in der Ludwigskirche?« Darauf antwortete sie: »Meinetwegen. Aber Sie haben doch einen Kontrakt im Cabaret.«

Gewiß hatte sie recht, sie dachte wohl richtig; und doch war ich traurig. Immer wieder kam ich zu ihr. Ihr konnte ich alles sagen. Sie erlaubte es mir. Nur gab sie mir nicht immer die Antwort, die ich erwartete ...

Die Uhr schlägt zehnmal.

Mir fällt ein: Um diese Zeit trinkt meine Mutter ihren Tee. Sehr schwachen Tee; denn meine Mutter ist sparsam. Nur wenn ich zu Hause bin, ist sie nicht sparsam. Dann bekomme ich eingemachten Kürbis. Kürbis wächst bei uns im Garten. Ich glaube, er wächst wild.

Wenn ich zu Hause bin, pflege ich um acht Uhr zu Bett zu gehen, viel früher wie meine Mutter. Das gefällt mir sehr gut. Und es gefällt mir, daß sie mir ihr graues Umschlagtuch über die Schultern legt. Das ist für mich das Allerschönste. Aber ich war nie lange zu

Hause, ich hatte es stets eilig. Warum wohl? Ach, ich weiß nicht genau. Ich weiß nicht ›warum‹, ich weiß nur ›wie‹.

Wenn meine Mutter wüßte, wo ich bin! Ich darf es ihr nicht sagen. Ob sie alles verstehen würde? Ich bin unruhig um meine Mutter. Meine Sorge streift sie. Ob sie wohl auch unruhig ist? Rythmisch hallen die Schritte der Gefangenen an mein Ohr.

Die Gefangenen marschieren auf dem Hofe. Das klappt so gleichmäßig, monoton, als marschierten Soldaten in Mittagsglut, unverdrossen, aber so grenzenlos gleichgültig. Ein Dauermarsch in langsamem Tempo. Der Chopinsche Trauermarsch klagt leise in mir. Das wirkt so hoffnungslos und einschläfernd.

In der Spätnachmittagsstunde kann ich mich nur dunkel erinnern, daß die Aufseherin den Kopf zur Klappe hereinstreckte. Man hat mir wohl das Essen bringen wollen. Hätte ich nicht wenigstens versuchen müssen aufzustehen? Aber daran ist nichts mehr zu ändern.

Die Abendsonne scheint schräge durchs hohe Fenster, wirft vier Striche an die gelblich getünchte Wand. Meine Sorge umschwebt ängstlich und scheu meine Mutter. Hätte ich ihr doch geschrieben vor meiner Verhaftung, etwas sehr Glückliches, etwa: »Ich kann nie ganz unglücklich werden, liebe Mutter, denn bei dir war es sehr schön. Alles andere ist nicht so schlimm. Alles andere ...« Hätte ich ihr das nur geschrieben! Sechs Briefe hätte ich ihr im voraus schreiben sollen, die glücklichen Briefe frankieren, und meine Hauswirtin hätte jeden Freitag einen in den Briefkasten werfen können. Dann wäre jeden Sonntag ein Brief angekommen und ich könnte ruhig sein. Ich nehme mir vor: wenn ich wieder frei bin, werde ich vorsichtiger sein. Sechzig Vorratsbriefe werde ich schreiben. Das reicht bis über ein Jahr. Ach, ich werde sehr vorsichtig sein.

Ich wende mein Gesicht zur Wand. Entfliehen möchte ich meinen Gedanken. Mein Blick fällt auf die Inschriften, mit denen die Wände übersät sind. Menschen haben sich die Mühe gemacht, so tief am Boden noch zu schreiben. Ich bewundere die Lebenskraft, die sich hier äußert:

»Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?

Dahin will ich mit dir nach der Entlassung zieh'n.«

Und darunter steht von unbeholfener Hand geschrieben:

»Trennung, oh, wie schwer bist du!«

Diesen Seufzer gräbt man in einen Leichenstein.

Ach mein armer Leib! Nichts Heftiges ist mehr in mir. Ich lehne mich nicht auf, und bin doch kaum zwei Tage in diesem Hause. Schon ist meine Kraft vergewaltigt. Wenn das der Zweck des Gefängnisses sein soll, so bin ich mit Erfolg hier gewesen.

Die Aufseherin kommt. Ich raffe mich auf und empfangе sie stehend. Ich will nicht, daß sie mich wie ein gebändigtes Tier am Boden liegen sieht. Ich versuche angestrengt, mich gerade zu halten.

Die Aufseherin fragt:

»Wie haben wir's denn jetzt mit Ihnen?«

Ist sie nur gekommen, um meine Niederlage aus meinem eigenen Munde zu hören? Soll ich mich für besiegt erklären? Bitterkeit flammt in mir auf und erlischt. Ich kann nicht länger auf den Beinen stehen. Widerstreben entfällt mir. Ich kenne keine künstliche Empörung. Ich fühle nur eines, hoffe zitternd: die Aufseherin ist ein Mensch.

»Wenn ich nur liegen könnte, wäre mir bald besser. Wenn ich nur auf der Pritsche liegen dürfte.«

Ich wage nicht, sie direkt zu bitten; denn ich weiß nicht, ob sie berechtigt ist, die Pritsche am Tage herabzulassen. Wo mag derjenige wohnen, der das Recht hat, die Pritsche in Nummer 8 herabzulassen?

Meine Erlösung war nahe und ich ahnte sie nicht.

Ein Wort hebt alle Qual auf. Die Aufseherin sagt:

»Das kann geschehen.«

Ihr großer Schlüsselbund, der von der Schürze an einer Stahlkette herabhängt, klirrt. O Engel der Barmherzigkeit ...

Den kleinsten, runden Schlüssel steckt sie ins Schloß und schwer fällt die Pritsche von der Wand, wie durch ein Wunder.

»So, jetzt können Sie sich legen.«

Kaum zu sprechen vermag ich:

»Ich danke Ihnen, und vielmals. Sie sind so gut!« und sie geht.

\* \* \*

Am andern Morgen werde ich in die Krankenzelle geführt. Hier ist es wunderschön. Fenster mit dicken Mattscheiben, durch die die Eisenstäbe nur schwach hindurchschimmern. Die Mattscheiben wirken wie vereister Winter. Fünf Pritschen stehen in einer Reihe, und auf der anderen Seite steht eine Pritsche allein.

Wie glücklich bin ich, daß ich hier sein darf!

Ich wurde aus der Zelle geführt, durfte mit der Aufseherin über einen Korridor gehen, mindestens zwölf Schritte gehen. Eine Frau putzte die Korridorfenster. Ein junger Mann in grauem Gefangenenanzug hatte sich Bürsten unter die Füße gebunden und bohnerte den Korridor. Er bewegte sich elegant wie auf der Eisbahn.

In der Krankenzelle kommt mir sogleich ein junges Mädchen entgegen. Die hat schwarze Haare, Gretchenfrisur und braune Tieraugen, die mich teilnehmend mustern.

Das Mädchen führt mich, den Arm um meine Hüften geschlungen, zu meinem Bett. Hält sie mich für gebrechlicher als sich selbst. Ich sehe sie an. Sie geht gebeugt und schwach. Sie keucht und sieht blaß aus wie ein Leinentuch. Das ergreift mich so sehr, daß ich mich sofort kräftiger fühle.

Ich danke dem Mädchen, und sie lächelt freundlich und schmerzhaft.

Ich lege mich auf das Eisenbett, ohne die weiß und blau gewürfelte Kattendecke zurückzuschlagen. Ich bin still und zufrieden, weil ich nicht mehr allein bin.

Das Mädchen stellt einen Wasserkrug auf ein Tischchen, das neben meinem Bett steht. Ich sage jetzt »Bett«, vielleicht sage ich morgen schon »Himmelbett«. Wer weiß, wie weit ich es noch bringen werde.

Ich fühle mich schwach vom Gehen, fühle mich für einen Augenblick in einem Hotelbett und habe Angst vor dem Rückfall

in die Gefängnispritsche. Ich will das Wort Pritsche nicht mehr gebrauchen.

Der kleine Tisch neben mir hat eine Mattscheibe. Ein flockiges Wolkenmuster, schneehell und zeitlos. In diesem Himmel läßt sich's träumen.

Das Mädchen schlurft in Filzpantoffeln. Legt sich auf das Bett an der mir gegenüberliegenden Wand. Vorsichtig legt sie sich auf den Leib, wendet mir das Gesicht zu. Jetzt muß ich ihr wohl etwas sagen.

»Ich danke Ihnen vielmals.«

»Oh bitte, bitte .. Anna heiß' ich.«

»Ja? Ich heiße Emmy.«

»Ach so! Weswegen sind Sie denn da?«

Ja, das ist es ja gerade ... Und die erste Qual kommt wieder. Warum rührt sie daran? Und ich bekomme sofort wieder drückende Herzschmerzen.

Warum ich da bin? Damit bin ich noch längst nicht fertig. Damit habe ich noch nicht begonnen. Aber antworten muß ich. Warum ich hier bin? Ist das nicht meine persönliche Angelegenheit, die ich noch nicht begriffen habe? Und ich weiche aus:

»Wegen Fluchtverdacht.«

Und fühle wieder: das kann nicht stimmen. Fühle, wie ich die Farbe wechsele. Bin verlegen, sehr verlegen, möchte eine Entschuldigung sagen. Aber ich kann mich nicht entschuldigen. Ich weiß, ich bin nicht zu entschuldigen. Ich denke über Vergangenes nach.

Anna stützt mit dem Ellenbogen ihren Kopf und sieht mich forschend an. Dann sagt sie:

»Wegen Fluchtverdacht? Das ist doch kein Delikt! Weshalb sind Sie geflohen? Da muß doch vorher ...«

Ich falle ihr ins Wort.

»Doch, doch. Flucht ist gesetzwidrig. Ich wollte fliehen. Ganz einfach fliehen. Sonst nichts. Für mich hatte ich keinen Grund zu fliehen. Ich habe wohl Angst bekommen, sonst wäre ich wohl nicht geflohen. Hätte wohl nicht versucht, zu fliehen. Es ist mir ja nicht geglückt ... Mir selbst ist es gar nicht klar geworden, daß ich fliehen

wollte. Aber schließlich ... Wenn immer wieder Leute daherkommen und Ihnen sagen: »Sie sind fluchtverdächtig«, dann muß man es doch wohl glauben. Etwas muß daran sein. Ja, ich bin heruntergekommen, bin mürbe. Komme mir ganz verschlampt vor. Wissen Sie: ich habe Angst, daß ich in Zukunft den andern Leuten überlassen werde, meine Empfindungen und meine Handlungen auszulegen. Traumdeuter müßten die Herren vom Gericht sein. Die gesetzwidrigen Träume sind strafbar.«

Anna sieht mich verdutzt an.

»Verraten Sie mich nicht! Ich habe Angst, gesetzwidrig zu sein von oben bis unten, von innen und außen. Sie können mich auch verraten. Man wird mich doch ertappen. Ich kann nicht fliehen, Anna. Kann nicht mein Leben lang Komödie spielen. Flucht haben mir die Gerichtsherren nur eingeredet. Ich selbst hatte keine Ursache, zu fliehen. Es fällt mir auf, daß man nicht allein auf der Welt ist. Das ist sehr auffallend. Warum ist man unzufrieden mit mir? Ich habe niemanden beleidigen wollen. Jetzt soll ich nachgiebig sein, soll mich einsperren lassen, gegen mein Gewissen. Das wäre doch ein Schwindel. Sie müssen nämlich wissen, ich bin unverbesserlich; von Rückfall kann bei mir nicht die Rede sein. Waschecht will ich bleiben. Färbung bekommt mir schlecht. Anna, ich glaube, ich habe Fieber. Gibt es kein Thermometer hier? Ich habe jeden Maßstab verloren. Ueber meine Natürlichkeit habe ich früher nie nachgedacht. Hier aber komme ich mir ganz verdreht vor. Wenn das nur nicht schlimmer wird.«

»Sie sind viel zu aufgeregt. Sie müssen sich's ein bißchen zu rechtlegen. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig.«

Darüber schüttle ich den Kopf. Ich wende mich ab und starre die fünf zugedeckten Betten an. Wieviele Menschen mögen in diesen Betten schon gelegen haben? Ich sinne nach, ob wir zwei wohl die einzigen Kranken in diesem Hause sind.

»Ich bin da wegen fünfzig Pfennig Schokolade,« höre ich Anna sprechen.

Ich sehe sie an:

»So? Wegen fünfzig Pfennig Schokolade? Ach, das Objekt spielt keine Rolle. Die Schokolade läßt sich wohl nicht vermeiden?«

»Meine beste Freundin hat die Schokolade gestohlen. Verschiedene Pfund. Wegen Hehlerei bin ich angezeigt. Ich bin unschuldig. Wirklich unschuldig. Bin in eine Sache hineingezogen worden.« Mit erhobener Stimme fährt sie fort: »Was geht das mi an, wenn eine andere Schokolade nimmt! Das geht do mi nix an.« Sie ereifert sich und spricht im Verlauf ihrer Rede immer stärker süddeutschen Dialekt: »I bitt di, zeigst du's an, wenn a anderer Schokolad nimmt? Des kennen s' von mir nit verlanga. Und darum stecken s' mi ein. Die möchten ein' Kriminaler aus mir machen. So kimmt's mir grad vor.«

Mir ist alles so neu, daß ich nur »Ach!« sagen kann.

»Die Hafner wird glei kimma. Die hat a Unterredung mit ihr'm Anwalt. Vor der muß man sich in acht nehmen. Gut – ja. Aber sie ist scheinheilig worden. Die weiß schon, warum sie da herinn' ist. Die hat dir a so lange Latten.«

Anna zeigt mit den Händen einen halben Meter, und ich merke, daß sie die Anklageschrift meint.

»Uh je, das sind dir Schmerzen,« stöhnt sie plötzlich und sucht gequält ihren Körper in eine andere Lage zu bringen.

»Seit sechs Wochen schlaf i schon am Bauch. I mein, i lieg am Bauch; denn schlafen kann ma des net nennen.«

»Was fehlt Ihnen denn, Anna?«

»Je, sag doch ›du‹ zu mir!« Sie verkrampft schmerzhaft das Gesicht. »I hab' a G'schwür. Der Doktor gibt mir alleweil essigsaurer Tonerde. Des gibt er a für d' Schwindsucht. Des is mir a schöne Apotheken, in der es nur essigsaurer Tonerde gibt.« Sie erhebt sich mühsam. »Des kriegst du a no, essigsaurer Tonerde, weil die gar nix anders haben. Und warum? Weil's das Billigste is.«

Sie seufzt tief, und ihre Stimme nimmt einen müden, gelangweilten Ton an:

»Ja, des is mir a teure Unterbrechung da herinn'. Kommt mir mindestens auf hundert Mark. Wann i heraußen bin, kann i mi wieder zusammenflicken lassen. Dann kann i zum Doktor gehen,

anstatt ins Geschäft. Aus ist's mit dem Nähen, wenn man nit amal sitzen kann. I bin nämli' Näherin, und da muß ma wenigstens sitzen können. Siehgst, des zahlt sich net aus mit dera Schokolad, und 's war nit amal was Gut's.«

Die letzten Worte klingen gekränkt und enttäuscht.

Die Tür wird aufgeschlossen, und eine Frau kommt zu uns in die Zelle. Anna empfängt sie gleich:

»Na, Hafnerin, was is?«

Ich sehe eine Frau von etwa fünfzig Jahren. Sie ist noch viel zu erregt, um sofort berichten zu können. Kopfschüttelnd geht sie in der Zelle auf und ab. Gebraucht immer kurze Ausrufe: »Hm hm!« und »Nein, sowas!«

Ich habe Gelegenheit, sie von allen Seiten zu betrachten. Mir fällt auf, daß die Hafner nur »von vorne« eitel ist.

Ihr dünnes grau gesprenkeltes Haar ist sorgfältig gescheitelt und leicht gelockert. Einige graue Ponyfransen unterstreichen ihr altes Gesicht. Das Haar ist hinten zu einem winzigen Zwirbel gedreht. Sie trägt um den Hals eine kokett gebundene schwarze Taftschleife, die fast die Hälfte der grauen Wollbluse deckt. Wie die Hafner sich umdreht, bemerke ich, daß ihr der Rock klafft. Ich sehe die weiß und blau gestreiften Beinkleider. Die Strippen lugen aus ihren Zugstiefeln. Vorne sind die Stiefel blank geputzt, hinten rostbraun.

Endlich holt sie sich einen Holzstuhl heran, keucht, als habe sie einen weiten Gang gemacht, und setzt sich breitspurig, indem sie betulich ihr Kleid arrangiert. Sie faltet beide Hände, die fett, aber sehr gepflegt aussehen, über den Leib.

»Anna, du kannst dir nicht denken, was ich erlebt hab'!« Die Hafner schlägt beide Hände über dem Kopf zusammen und läßt sie erschöpft in den Schoß fallen.

»So lang warst doch gar net furt, alte Urschel!«

Mir fällt ein: ich werde jetzt jedes Gespräch mitanhören müssen, mag es mir gefallen oder nicht.

Anna deutet auf mich:

»Ueberhaupt: siehst net, wer kummen is?«

»Ach so, ja!« Das Gesicht der Hafner verzieht sich zu einem breiten, übertrieben höflichen Grinsen. »Ja so, Gott! Verzeihen Sie! Man hat so seine Beschäftigung. Das ist recht! Sind Sie auch da? Das ist aber nett! Grüß Sie Gott!«

Ich habe mich aufgerichtet und versuche, ihr übers Bett hinweg die Hand zu reichen.

Die Hafner unterbricht mich:

»Bleiben Sie nur in Ihrer Behaglichkeit! Bemühen Sie sich doch nicht!«

Sie erhebt sich, reicht mir die Hand und setzt sich auf meine Bettkante.

Ich nenne ihr meinen Namen. Sie ist entzückt, stellt sich gleichfalls vor.

»Hafner, ja, Fräulein Hafner ist mein Name.« Sie rückt ein wenig näher zu mir: »Mit Erlaubnis«.

»Bitte sehr«.

»Gott, sehen Sie aber schlecht aus, Frau Emma! Na, hier bei uns werden Sie sich schon wieder erholen. Gelt, Anna?«

»Na, i dank schön für dera Erholung!«

Diese Bemerkung scheint die Hafner nicht vertragen zu können. Und sie gleitet darüber hinweg mit einem eigentümlich indignierten Gesicht.

»Ich sage Ihnen, liebe Frau Emma, es kommen stürmische Zeiten. Ich habe mich heute lange mit meinem Anwalt besprochen. Stürmisch geht es zu draußen in der Welt. Direkt stürmisch.«

Sie verschränkt die Arme, schüttelt fröstelnd den Oberkörper, als säße sie am behaglichen Kaminfeuer.

»Mein Anwalt,« fährt sie fort, »befürchtet den Krieg. ›Gnädige Frau, hat er gesagt, ›lang geht's nimmer. Der Krieg kommt mit tödlicher Sicherheit.‹ Jesses, jesses!«

Anna kneift die Augen zusammen und fragt:

»Womit kommt der Krieg? Was hat der Anwalt g'sagt: ›Gnädige Frau?«

Der Hafner merkt man den Aerger an. Aber sie bleibt dabei:

»Natürlich ›Gnädige Frau! Du bist ein junges Ding. Du weißt eben nicht, was sich in der Gesellschaft schickt. Sie sind wohl noch wenig herumgekommen, Fräulein.«

Dabei macht sie kurzsichtige Augen und einen spitzen Mund.

Anna wird grob:

»Naa, nit so weit herum wie Sie! Freili', in der Frohnvesten zu Augsburg war'n ma no net. Und in Amberg zur Brennsuppenkur a net. So weit wie Sie san ma no net passiert. Aber derweil' hoast's bei Ihnen ›Gnädige Frau« und bei mir Anna Zumsteg, schlichtweg. Aber des macht uns nix aus. Mir bleib'm, wer mir san. Trotzdem woasß i Bescheid. Der Anwalt sagt doch bloß ›Gnädige Frau«, weil er 200 Mark'l Vorschuß von dir kriagt hat. So, jetzt woast's.«

Die Hafner schlägt einen Ton an, als belehre sie ihre ungebildete Tochter:

»Der Herr Anwalt ist eben ein gebildeter Mann, der Mitleid mit meiner höchst bedauernswerten Lage hat.«

»Auf der Pritschen, ja,« höhnt Anna.

Sie setzt sich auf ihre Bettkante, zieht das weiße Strickzeug aus dem Nachtschrank und beginnt heftig mit den Nadeln klappernd zu stricken.

Eine kleine Pause tritt ein. Wie das Leben in dieser Zelle wohl weitergehen wird? Und wie ich mich wohl an die beiden Menschen gewöhnen werde, deren Sprache mir fremd ist, und mit denen ich mich doch gerne verständigen möchte?

Anna beginnt von neuem:

»Na, mir kann's ja gleich sein, wie er di nennt. Was hat er denn g'sagt zu dei'm Prozeß?«

»Ja, das will ich grad' erzählen. Also er hat g'sagt, ich soll mein ganzes Verhältnis zum Grafen wahrheitsgetreu schildern, von A bis Z. Genau so, wie alles gewesen ist.«

»Allmächtiger! Der verlangt aber was!«

Die Hafner wird nervös.

Anna liebt es, jedes Wort der Hafner zu glossieren; dennoch ist sie neugierig, etwas zu erfahren.

Die Hafner wendet sich jetzt nur noch an mich.

»Finden Sie nicht auch, daß es viel besser ist, wenn ich meine Angelegenheit von Anfang an schildere? Die ganze Sache, wie sie war?«

»Das finde ich allerdings,« sage ich. »Das müssen Sie sogar. Wenn Sie sich schon verteidigen lassen, müssen Sie auch alles erzählen, was zur Sache gehört. Ueberlegen Sie sich.«

Sie verfällt in Nachdenken. Die Nervosität, die sich deutlich auf ihrem Gesicht zeigte, verliert sich.

»Ach, alles gehört dazu,« sagt sie langsam. »Eigentlich mein ganzes Leben. Wissen Sie, ich bin nämlich seit meinem zwanzigsten Jahre Haushälterin gewesen. Bei einem Grafen. Beim Grafen H., wenn Sie den vielleicht kennen sollten. Wahrscheinlich kennen Sie ihn doch.«

»Ich kenne keinen Grafen,« gestehe ich.

»Nicht? Na, ich dachte ... Er ist sonst sehr bekannt, der Graf H. ... Eigentlich war ich nicht Haushälterin, nein, Wirtschaftlerin war ich nicht. Das ist erst so nach und nach gekommen. Mit den Jahren, wie das so kommt .. Er war eben länger Lebemann als ich.«

»Du brauchst nicht zu lachen, Anna. Du kennst eben so etwas nicht. Du weißt ja nicht einmal, was ein Kavalier ist. Schau nicht so dumm! Lebemann ist mehr wie Kavalier. Und der Graf war Lebemann durch und durch, sag' ich Ihnen, Frau Emma.«

Die Hafner richtet sich in die Höhe und gibt ihrem Kopf einen Ruck, daß der Haarzwirbel wackelt.

»Mit siebzehn Jahren hab' ich ihn kennen gelernt. Er war bis über beide Ohren in mich verliebt. Gott, verliebt, sag' ich Ihnen!«

Sie lächelt bescheiden-stolz, und da niemand sie unterbricht, schwelgt sie weiter:

»Ach, ich stellte aber auch was vor. Ich hielt was auf mich! Aber ich war halt ein flüchtiges Ding. Hätte einen Fabrikbesitzer heiraten können. Der hat mich gern gehabt. Oh, eine wunderschöne

Wohnung hatte er mir eingerichtet! Bei seinem ersten Besuch – Herrgott! Wer denkt auch, daß er morgens um neun Uhr angestiefelt kommt! – wen trifft er?« Die Hafner seufzt ergeben. »Den Grafen! Was kann man da machen! Es war mir schrecklich unangenehm. Aber ich hätt's noch wieder in Ordnung gebracht, wenn der Graf nicht gewesen wäre. Ja, das ist sicher, mein Fabrikant hätte mir den Fehltritt verziehen; denn er war ein angelegter Mensch. Wissen Sie: gutmütig, nobel und fein ... Ja, daß ich so flüchtig war, mich mit dem Grafen abzugeben! Ja, man sieht's halt immer zu spät ein. ›Fräulein Hafner‹, hat der Graf oft gesagt, ›es wäre schade um Sie, wenn Sie Ihre goldene Freiheit aufgeben würden.‹ Ach ja, ›goldene Freiheit‹ hat er gesagt. Ja, ›goldene Freiheit!‹

»Ja, ›goldene Freiheit!‹ Damit er mit jeder umanand schmieren kann! Damit d' keine Ansprüch' an ihn stellen kannst! ›Goldene Freiheit!‹ Jetzt hast's auf deine alten Tag', die goldene Freiheit! Des kenna mir.«

Die Hafner knickt zusammen. Sie seufzt:

»Ja, das ist schon wahr. Ich bin schön reingefallen mit meinem Leben. Ist halt alles zweierlei. Ist schließlich doch das ganze Leben. In meiner Jugend bin ich einmal hier am Gefängnis vorübergegangen. Da dachte ich bei mir selbst: das muß ein trauriges Leben sein in dem Hause, und das kann mir nicht passieren. Aber da sieht man, wie man sich verrechnen kann. Und das verdank' ich alles dem Grafen, aber – mein Gott! Er war halt so.«

»Du bist a schönes Rindviech! Nimmst die Aristokraten in Schutz! I würd' mi dafür bedanken, zweiunddreißig Jahr die Hur' von ein'm Grafen zu machen, umasunst, für nix und wieder nix. Des is a Schlamperei von dir! I sag dir's frei heraus. So!«

»Des is a Gemeinheit von dir!« schreit die Hafner erregt und doch hilflos.

Ich weiß nicht, ob dergleichen Gespräche hier üblich sind und ob ich die beiden beschwichtigen soll. Vielleicht nimmt man mir das übel. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll, und wünsche mich in meine Einzelzelle zurück.

Die Hafner weint und schluchzt wie ein Kind. Das kann ich nicht mit ansehen und ich frage sie, ob es nicht möglich ist, daß sie sich ein wenig beruhigt. Sage ihr, daß sie die zweiunddreißig Jahre doch jetzt hinter sich habe, und daß sie sich damit auseinandersetzen müsse.

Anna steht in der Mitte der Zelle und schielt maulend zur Hafner hinüber.

»I mein' es doch nur gut. Du kannst die Wahrheit nit vertragen.«

Die Hafner hört gar nicht mehr hin. Sie ist getroffen und weint. Man kann wohl nicht heftiger weinen.

Anna entschließt sich, sich gleichfalls auf die Bettkante zu setzen. Sie legt den Arm um die Hafner, streicht ihr die grauen Ponnyhärchen aus der Stirn und spricht ihr gut zu:

»Schau, Hafnerin, schau mal, du mußt den Kerl nit in Schutz nehmen.«

»Er ist doch tot,« wimmert die Hafner.

»Na also!« ruft die Anna zufrieden. »Dann ist er doch versorgt. Aber du bist nicht versorgt. Du mußt an di selbst denken. Du mußt dir alles für deine Verteidigung aufschreiben. Mußt an gar nichts anderes denken. Du mußt di hinstellen, so gut du kannst. Des is do gar nit schwer. Du mußt schreiben, daß er dir die 30,000 Markeln auf Diariumpapier vermacht hat. Er hat ja das Datum nit beigefügt, und koaner kennt si mit dem Papierl aus, weil halt nit amal sein ganzer Nam' dasteht. Die Jahreszahl is a net ang'führt. Und woafst, der Ort g'hört a unter so an Schriftstück, und wo ma's Geld holt. Des vor allen Dingen. Gelt, Emmy, was sagst du dazu, man muß doch wissen, wo ma's Geld zu holen hat. Hab i net recht? Ja siehgst's, Hafner, die Emmy sagt's a. Sonst könnt ja a jeder daherkimma und 30,000 Markeln verschreiben. Des muß do a g'wisse Ordnung haben, verstehst mi?«

»Ja ja«, stimmt die Hafner bedauernd bei.

»Du, Hafnerin!« schreit Anna in plötzlicher Eingebung und springt von ihrem Platz auf. So plötzlich, daß die Hafner und ich

vor Schreck zusammenzucken. »Wer woaß, ob er's überhaupt g'habt hat, das Geld! Vielleicht grämst di do a umasunst!«

»Naa, naa, g'habt hat er's,« beteuert die Hafner und schüttelt hoffnungslos den Kopf. »Sein' Schwester hat's do jetzt. Di, wo mi glei nausgeschmissen hat nach der Beerdigung.«

Sie ringt die Hände und bricht klagend aus:

»Und dabei hab' i ihn 'pfl egt bis an sein selig End'. Und jetzt sitz' i da und hab' nix und nix. Als alte Frau läßt er mi auf der Straß en stehn mit nix.«

»Der Nassauer«, schimpft die Anna erbost und ballt die Fäuste. »So ein Nepper! Türmt einfach! Der hat doch vorher g'wußt, daß er mit Tod abgeht. Des is das Ausgekochte bei der Sach'! Naa, naa, Hafnerin, kannst sagen, was du willst, für mi is und bleibt er a Nassauer.«

Auch ich finde, daß man eine Frau, mit der man zweiunddreißig Jahre gelebt hat, nicht in der Not sitzen läßt. »Er hätte Ihnen das Geld notariell verschreiben müssen, Frau Hafner.«

»Er hat nicht an das Datum gedacht, Frau Emma«, entschuldigt die Hafner kleinlaut. »Gott, er war schusselig. Ich hab' immer alles machen müssen. Er war ja auch schon bei Jahren. Ich hab' alles notiert und um alles gewußt.«

»Dann hätten Sie aber auch wissen müssen, daß das Papier nicht rechtsgültig war.«

»Man denkt doch nicht, daß seine Schwester mir das Geld glatt abspricht. Wenn sie mir wenigstens das Nötige zum Leben gegeben hätte! Mehr verlangt man doch nicht. Aber die Gräfin war immer so von oben herab. Als der Bruder gestorben war, wollte sie mit einemmal nichts mehr von mir wissen. Sie verklagt mich wegen Erpressung und läßt mich verhaften, weil ihre persönliche Sicherheit gefährdet ist. Ihr Leben sei bedroht, sagt sie. Als wenn ich mich an dera Person vergreifen tät'. Nein, so unfein sind wir nicht. Verklagt hat sie mich wegen Unterschlagung. Ich hätte Brillanten aus dem Hause mitgenommen. Die hab' ich in meiner Jugend geschenkt gekriegt. Meine sämtlichen Briefe, seit meiner